

FICHA DE META DADOS – CEDIM 2019/2	
Nome da Pasta	500_JAHRE_GE_426.4
Autor/Instituição	Institut für Brasilienkunde (Bibliothek)
Número de Documentos	1
Quantidade e tipo de documentação	1 caderno que contém páginas com recortes de reportagens veiculadas da imprensa brasileira, folhetos da Igreja Católica e notas em língua alemã. Total de páginas: 70
Dia/ Mês/Ano	1998- 1999
Formato	Ofício
Resumo	Produzido pelo Institut für Brasilienkunde estes cadernos reúnem páginas escritas na língua alemã, matérias veiculadas na imprensa brasileira, entre os anos 1998 e 1999, sobre a celebração dos 500 anos do Brasil. Este conjunto documental contempla notas, folhetos e colunas de jornais.
Palavras-Chave	500 anos; Brasil, História; Colonização; Descobrimento.
Notas explicativas	(A contagem de páginas obedece à regra: sempre a partir da primeira após a capa, sendo esta a “01”)



MINISTÉRIO DA EDUCAÇÃO
UNIVERSIDADE FEDERAL RURAL DO RIO DE JANEIRO
INSTITUTO MULTIDISCIPLINAR – CAMPUS NOVA IGUAÇU
CENTRO DE DOCUMENTAÇÃO E IMAGEM



	<p>A encadernação limita parcialmente a visualização completa do texto, por isso há dificuldade de leitura, sobretudo em algumas páginas devido ao grampeamento. Listagem das páginas em língua estrangeira: 02, 04, 09, 18, 30, 31, 43, 44, 59 e 60.</p>
--	-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Bibliothek

500 JAHRE

1998 - 99

CEDIM

Bibliothek
GE 426.4
Institut für Brasilienkunde
METTINGEN

CEDIM

Institut für Brasilienkunde
GE 426.4
Bibliothek

27.09.11



22.1.98
NA

Der lange Weg zu Türen ohne Wiederkehr: Auf den Spu

Die Insel Gorée ist der geeignete Ort, eine Reise durch Westafrika zu beginnen. Man könnte sie auf diesem Fleckchen Land in der Hafeneinfahrt von Dakar, der Hauptstadt Senegals, auch beenden. Es wäre historisch nicht weniger richtig. Denn Gorée ist Anfang und Ende zugleich. Bröckelnde Fassaden, verwehte Erinnerungen. Es ist nicht mehr als eine Viertelstunde mit der Fähre aus dem Lärm der Grossstadt nach Gorée, doch es ist eine Reise in eine andere Zeit. Auf der Insel gibt es keine Autos, nicht einmal Pferdekutschen. Die kleinen, ockerfarbenen und sienarot getünchten Häuser mit ihren flachen Dächern, den hölzernen Fensterläden und den schmiedeeisernen Balkonen könnten auch in Südfrankreich oder in Italien stehen. Auf Anrieb erscheint einem Gorée seltsam vertraut. Lange sitzen wir auf der Mole und schauen zu, wie der Nachmittag verrinnt.

Afrikaner verkaufen Afrikaner

Portugiesische Seefahrer richteten hier im 15. Jahrhundert einen Handelsstützpunkt ein, sie waren die ersten Europäer in Afrika. Nichts sollte danach wieder so sein, wie es einmal war. Pfefferküste, Elfenbeinküste, Goldküste, Sklavenküste: die Bezeichnungen der Weissen liessen keinen Zweifel daran, welches Schicksal sie dem Land zgedacht hatten. Zwischen Europa, Afrika und Amerika entwickelte sich schnell ein Dreiecksgeschäft. Der Schwarze Kontinent erhielt Glasperlen aus Europa im Tausch für Elfenbein, Gold und Sklaven. Amerika bezog Sklaven aus Afrika und schickte dafür Zucker, Kaffee, Rum und Gold nach Europa. Der Handel mit der Ware Mensch, das wird heute oft übersehen, begann damit, dass Afrikaner den Europäern Afrikaner als Sklaven verkauften. Die organisierte Verschiffung der Schwarzen nach Übersee durch die Weissen hingegen begann erst im 17. Jahrhundert.

Gorée, als «kulturelles Welterbe» von der Unesco unter Denkmalschutz gestellt, wurde zum

Synonym des Schreckens in ganz Westafrika. Hier wurde die erste Tür ohne Wiederkehr aufgestossen. Grösste Schenswürdigkeit, erstes Ziel aller Touristengruppen, ist die Maison des Esclaves in der Rue Saint-Germain, nur ein paar Schritte von der Anlegestelle durch den warmen, gelben Sand. Zwischen 1776 und 1778 von den Holländern errichtet, ist sie das einzige Gebäude auf der Insel, das vollständig aus jenen Tagen erhalten ist – «das rote Haus in der Mitte, ganz klein zwischen zwei Abgründen des Schattens und des Lichts», wie Léopold Sédar Senghor schrieb, der Dichter und erste Präsident Senegals. Das Sklavenhaus war Zwischenlager für die Ware Mensch. Eine hufeisenförmige Freitreppe führt aus dem Hof in die Gemächer des Kommandanten. Die kleine, mit holländischen Kacheln geschmückte Küche aus dem 18. Jahrhundert wird gerade renoviert. Während die Weissen oben speisten, warteten in den dunklen Räumen direkt darunter Tausende darauf, durch die Tür ohne Wiederkehr zu gehen. Dann wurden die Sklaven in Boote gezwungen, die sie auf grosse Schiffe brachten. Diese fuhren nach Europa, nach Nord- und Südamerika, in die Karibik. Auf den Wellen, die gegen die Mauern des Gebäudes schlugen, tanzt an diesem Morgen ein schmutzigbrauner Pappkarton.

Europäer streiten um Gorée

Lange war Gorée das Tor nach Afrika – oder aus Afrika heraus. Auch das kommt auf die Perspektive an. Die Portugiesen verloren die Insel schon 1588 an die Holländer, dann kamen die Engländer, danach wieder die Holländer, schliesslich 1677 die Franzosen. Keiner wollte sich die sagenhaften Profite, die der Sklavenhandel versprach, entgehen lassen. Innerhalb weniger Jahrzehnte wechselte Gorée neunmal den Besitzer. Viermal pflanzten die Engländer ihre Fahne auf, fünfmal waren die Franzosen erfolgreich. – Joseph N'Diaye kann viel davon erzählen. Der greise Kurator des Sklavenhauses hat schon prominente Gäste begrüsst. Am 5. Dezember 1990 weihte Danielle Mitterrand, Gattin des damaligen französischen Staatspräsidenten, das kleine Museum ein, an dessen Wände N'Diaye, der auch ein Dichter ist, Zettel mit seinen Gedanken geheftet hat: «Gorée... Dachau, welch langen Weg müssen wir noch beschreiten, bevor wir Menschen werden.» 1991 kam Nelson Mandela zu Besuch, ein Jahr später der Papst. Angela Davis, die schwarzamerikanische Bürgerrechtlerin, formulierte ihr Entsetzen darüber, «dass die entsetzlichen Verbrechen gegen Menschen an diesem Ort verübt wurden: so etwas darf nie wieder passieren». In N'Diayes Büro, wo er gerne hohält und ausholt zu weitschweifenden Erörte-

ur Menschlichkeit
ren der Sklavenhändler in Westafrika

rungen, hängt ein weiterer Zettel. Darauf stehen Jahreszahlen und die Namen verschiedener Länder. England 1833. Portugal 1836. Frankreich 1848. Niederlande und Vereinigte Staaten von Amerika 1864. Brasilien 1888. Nachdem sie Millionen Menschen aus Afrika verschleppt hatten, schafften die Sklavenhändler die Sklaverei ab.

Monumente zur eigenen Geschichte

Auch mehrere hundert Kilometer weiter südöstlich ist immer noch Westafrika. Am weissen Sandstrand von Ouidah in Benin ragt «La Porte du Non-Retour» auf, ein monumentales Tor aus Beton, das Nicéphore Dieudonné Soglo, damals Präsident von Benin, zum «Jahr der Toleranz» am 30. November 1995 eingeweiht hatte. Vier Kilometer lang ist der Sandweg, der von der rotbraunen Stadt hinaus ans Meer führt, Leidensweg für Tausende Westafrikaner, die von hier verschifft wurden. Einheimische Künstler haben in Erinnerung an die Verschleppten Skulpturen geschaffen, die heute den Weg säumen: Phantasiegeschöpfe, halb Tier, halb Mensch, Körper mit drei Köpfen, bizarre Kreuzungen aus Drache und Vogel. — Die Küstenstrasse führt nach Westen durch Togo. Zeitraubend sind die Grenzkontrollen, die Beamten erwarten kleine Zuwendungen; das nur fünfzig Kilometer breite Land hingegen ist schnell passiert. Für die Touristen hergerichtete Monumente des Sklavenhandels wird man hier vergeblich suchen. Das wirtschaftlich ausgebrannte Land, seit drei Jahrzehnten im Würgegriff des Diktators Eyadéma, hat andere Sorgen.

Bis 1914 war Togo deutsche Kolonie, doch für den Sklavenhandel kamen die Deutschen hier zu spät. Anders im benachbarten Ghana. Dort liess Friedrich Wilhelm I., der Grosse Kurfürst und weltläufige Brandenburger Herrscher, 1683 nahe dem Kap Tres Puntos die Grossfriedrichsburg errichten. Bis zum Verkauf der Festung an die Holländer knapp vierzig Jahre später handelten die Brandenburger auch mit Menschen. 30 000 Einheimische, so schätzt man, haben sie während ihres kurzen Afrika-Abenteuers nach Amerika verkauft. — Hinter Accra, der Hauptstadt Ghanas, scheinen die unberührten Palmenstrände kein Ende nehmen zu wollen. Draussen steht die Luft, die Klimaanlage im Auto arbeitet auf Hochtour. Wie eine Fata Morgana erhebt sich die weisse Burg Cape Coast über dem Hafen der gleichnamigen Stadt an Ghanas Atlantikküste, zwischen 1874 und 1936 Verwaltungssitz der englischen Herren der «Goldküste». Cape Coast Castle gehört zu den mehr als fünfzig ehemals von Dänen, Schweden, Portugiesen und Deutschen als Handelskontore gebauten Befestigungsanlagen in Ghana. Einige von ihnen werden der-

zeit mit finanzieller Unterstützung aus dem Ausland, vor allem aus Amerika, restauriert. «Crossroads of People, Crossroads of Trade» lautet der Titel der Ausstellung in dem Ende 1994 eröffneten Burgmuseum. Mit Videovorführungen, Schautafeln, «realistischen» Geräuschkuspielungen und begehbaren Environments — ein Raum ist als Unterdeck eines Sklavenschiffs hergerichtet — wird die Geschichte des Sklavenhandels in der Region bedrückend authentisch nachgezeichnet.

Die Geschütze von Cape Coast weisen heute wie einst nach Westen, am Horizont ist St. George's Castle zu erkennen. 1482 von den Portugiesen über dem Fischerort Elmina erbaut, war es die erste Befestigungsanlage der Europäer in Afrika. Sklaven aus Benin, Nigeria und Angola, Gold und Elfenbein wurden hier getauscht. Von den Zinnen der Burg hat man einen schönen Blick hinunter in den natürlichen Hafen. Buntbemalte Fischerboote dümpeln im flachen Wasser, am Strand spielen Kinder Fussball. Ihre fröhlichen Rufe wehen herüber. Auf der anderen Seite der Bucht ist eine Grossbaustelle zu erkennen. Dort entsteht eine Ferienanlage für Badetouristen.

Andreas Obst

Informationen

Klima: Die beste Reisezeit für Westafrika ist der europäische Winter. Die Tagestemperaturen sind in diesen Monaten selbst im Landesinneren recht angenehm, die Luft ist zumeist trocken.

Anreise: Die westafrikanischen Hauptstädte werden von verschiedenen europäischen Fluglinien bedient. Swissair fliegt mehrmals wöchentlich von Zürich nach Dakar und Accra sowie via Brüssel, und danach abgelöst von Sabena, nach Lomé und Cotonou. Für die einzelnen Länder gelten unterschiedliche Einreisebestimmungen, sie sind bei den jeweiligen Botschaften zu erfragen.

Arrangements: Nur wenige Veranstalter haben Westafrika-Rundreisen im Programm. Die World Tourism Organization (WTO) in Madrid bemüht sich mit finanzieller Unterstützung der Unesco schon seit einigen Jahren, eine touristische «Skla-venroute» durch Westafrika zu etablieren — ohne dass dies bisher freilich Niederschlag in den Planungen der Reiseveranstalter gefunden hätte. Es ist jedoch nicht schwer, individuelle Touren auf den Spuren des Sklavenhandels zusammenzustellen. Die Flugverbindungen auch innerhalb Westafrikas sind gut, zumindest in den grossen Städten sind zahlreiche internationale Hotelketten vertreten, und Taxis gibt es überall zu mieten, auch für mehrtägige Ausflüge.

PASSADO *Bíblia figurava como livro proibido*

Vaticano abre seus arquivos da Inquisição

23.1.98
das agências internacionais

O Vaticano abriu ontem para teólogos e historiadores os arquivos relativos à Inquisição. Algumas revelações históricas começam a surgir, e uma já causou surpresa: traduções da Bíblia figuravam no «Índice dos Livros Proibidos» pela Igreja Católica.

Os católicos eram proibidos de ler obras que figurassem no «Índice dos Livros Proibidos». Podiam ser condenados, portanto, por ler traduções da Bíblia. A igreja, que tinha o latim como língua oficial, temia a leitura dos textos sagrados sem supervisão eclesiástica.

A Reforma Protestante do século 16 — que criou, a partir do catolicismo, novas orientações religiosas — estimulava os fiéis à leitura da Bíblia na sua língua materna. Muitas bíblias foram queimadas nas fogueiras da Inquisição.

Os documentos do período que vai de 1542 a 1902 deverão permitir novos estudos sobre os julgamentos e mortes nas fogueiras de pessoas «infieis» ou «hereges».

A Inquisição foi estabelecida pelo papa Gregório 9º, em 1233, como uma corte especial para combater e impedir heresias. Aumentou suas atividades no século 15, principalmente na Itália, Espanha e Portu-

gal. Ganhou força no século 16, para fazer frente à Reforma.

A partir de Portugal e Espanha, a Inquisição alcançou a América Latina. Chegou ao Nordeste do Brasil, no século 17, na forma de «visitações». Representantes do Santo Ofício viajavam à então colônia portuguesa e vigiavam a prática por cristãos de cultos judaicos, indígenas e africanos.

Com a abertura dos arquivos, casos famosos, como o do monge italiano Giordano Bruno, queimado em Roma em 1600, ou do astrônomo Galileu Galilei, condenado por defender que a Terra se movimenta ao redor do Sol, ganharão novas explicações. Mas dezenas de outras histórias, como as perseguições aos cristãos-novos (judeus convertidos ao catolicismo), serão objeto de novas análises.

Parte dos documentos da época foi destruída. A igreja costumava queimar os papéis de assuntos mais delicados. Em 1810, quando Napoleão dominava grande parte da Europa, mais de 2.000 volumes foram queimados ou danificados.

Há hoje nos arquivos cerca de 4.500 volumes.

Poucos são referentes a julgamentos por heresia. A maior parte detalha controvérsias teológicas e espirituais.

KUNSTSTOFFE IN FORM.

MONDAY

TUESDAY

WEDNESDAY

LETRAS JURÍDICAS

Tempos do direito

WALTER CENEVIVA
da Equipe de Articulistas

24.1.987

Dois novos medidores do tempo oficial ganham destaque no Brasil. O de Porto Seguro, na Bahia, assinala os dias que faltam para nossos cinco séculos de descoberta, a se completarem em abril de 2000, desde a tarde em que navegantes portugueses viram os contornos do Monte Pascoal e a manhã seguinte, quando pisaram em terras de uma suposta ilha. O de São Paulo, nos 444 anos da cidade, chamará atenção imediata para os segundos em disparada no rumo do terceiro milênio.

Apesar do referencial que esses fatos despertam, é preciso reconhecer que os calendários em uso no planeta são criações intelectuais, desprovidas de precisão científica absoluta. Ainda assim, as vidas humanas terminam referidas a eles. Aproveitei os calendários, enquanto tempos do direito, em divertida aventura intelectual, cujo lado jurídico quero reaproveitar.

Há três anos a professora Cármen Lúcia Antunes Rocha, da Faculdade de Direito da PUC de Minas Gerais, me pediu breve previsão do que seria o direito público na segunda metade do próximo século. Autorizado, por ela, a soltar livre a imaginação, escrevi texto que é o último do livro "Perspectivas do Direito Público", (Del Rey Editora, 503 páginas). Tem o título: "Em 2070 Direito Público Voltará no Tempo".

Inverti a ordem expositiva. Criei imaginária transcrição gráfica de conferência realizada em 25 de janeiro de 2070, na qual o conferencista dessa visão ficcional tratou de fatos ocorridos desde 1970. Embora refira uma super (ou supra) constituição continental, surgida em 2059, estabelecendo normas comuns para as nações continentais do sul, o palestrante do futuro confirma as insuficiências do Esta-

do moderno.

A globalização ilimitada, defendida pelos núcleos dominantes do poder econômico em face dos outros (os núcleos servientes) gerou, na órbita destes, a certeza de que ou se uniam —eliminando divergências irracionais— ou pereciam, perdendo a liberdade de decidir. Em 2070 tornou-se lugar-comum que nenhum princípio legal ou constitucional regulador das relações entre as pessoas físicas e jurídicas é bom, ou digno de ser acreditado, se seu conteúdo não for plenamente compreendido e aceito pela maioria absoluta da cidadania, dando razão ao ensino de Habermas, dos fins do século 20. O conferencista de 2070 atribuiu, ao Judiciário, no curso dos precedentes cem anos, grande prestígio inicial, para, tendo-se convencido de seu poder, cometer erros (os do nepotismo e da corrupção, por exemplo), terminando substituído por juízos não estatais, aceitos mediante contrato.

O palestrante destacou, ainda, dois pontos, a começar da agravada insuficiência da intervenção do Estado na economia transnacional e no controle de seus atores. Criticou o monstro da genética administrativa, gerado pela burocracia oficial, para pura dominação dos instrumentos do poder público, esquecida do bem do povo, sacrificando a utilidade de sua interferência no controle social. Concluiu lembrando as mudanças provocadas pela perda de significação dos valores da terra, permitindo o predomínio dos valores mobiliários, dando aos controladores destes, em 2070, o papel de novos senhores feudais, sem vínculos nacionais, com qualidade medida apenas pela expressão do resultado, sem a elegância de meios do passado medieval.

Relendo o estudo preparado para Cármen Lúcia Antunes Rocha, convenci-me, afinal, de que, para dar asas à imaginação, até a ficção do calendário tem vantagens.

Bild 11 und 12: Entspritzlerung der DNS und Verdoppelung
(11) räumliche Darstellung (nach Lederberg)
(12) ebene Darstellung

VIAGENS & N

QUINTA-FEIRA, 29 DE JANEIRO DE 1998

GAZETA MERC

Aos mares, Aos

Portugal está voltando a ousar. O país prepara-se para ser u
Europa ao mesmo tempo em que comemora 500 anos da d

mares

Um dos maiores centros turísticos da
descoberta do caminho marítimo para as Índias

Uma pequena revolução urbana está acontecendo em Lisboa pelas mãos de milhares de peões de obra, testemunhada pelo "mar de palha", como é conhecida a região do Tejo que beira a parte baixa da cidade. É nesta área, onde a luz do sol poente, em dias claros, tinge o rio de dourado, que os pedreiros trabalham feito loucos para garantir que tudo fique pronto até o dia 22 de maio, quando abre oficialmente a Expo-98, a Exposição Mundial de Lisboa. A feira, a última antes da virada do milênio, é uma espécie de vitrine internacional cultural e tecnológica onde cada país participante faz seu marketing, dentro de um tema estabelecido. O tema, desta vez, não poderia ser um elemento mais global: "Os Oceanos, Um Patrimônio para o Futuro". Portugal comemora em 1998 os 500 anos da chegada de Vasco da Gama à Calicut, na Índia, e parece estar decidido a mostrar ao mundo que resgatou o espírito empreendedor da época áurea das



Thymin nur eine Methyl-Gruppe entbehrt, aber die gleichen Möglichkeiten zur Wasserstoffbrückenbindung und damit zur Paarung mit Adenin hat wie das Thymin.
n der DNS hergestellt
elkernes zu passieren
: eines oder mehrerer
Magnesium-Ionen fest-
zn. Die m-RNS kann
il der Erbinformation
in Chromosomen, in
daß sie aufgetrieben
silweise entspritzt
:-Moleküle heran. Sie
isporter-RNS, (t-RNS)
küte ist bekannt. Die
s Funktion sind zwei
asentfolge CCA, und
lektis hat die t-RNS
Molekülen mit der-
also typisch für die
Kengruppen ordnen
Die am abgewandten
einander verknüpft.
n, das nur noch von
sin zu einem Dipep-
osin-Arginin gerade
e wird in den Mit-
), Feinstruktur der
haben in das energie-
Kern, gibt dort am
DNS-Replikation
ie ab und geht dabei
tischonanden zurück-
) entstehen Proteine.
n aufgebaut, die zum
Ergänzung der Mem-

KUNSTSTOFFEINFORM



grandes navegações. Portugal voltou a ousar.

Essas exposições internacionais,

inventadas pelo inglês em 1851 com o objetivo de exibir o poderio industrial do então império, eram, no início, mais uma forma de auto-promoção para o país-sede, mas passam a ter, desde agora, um aspecto funcional. "Estão dizendo que a Expo-98 é a última exposição mundial antes do novo milênio. Eu diria que é a primeira", comentou o comissário geral do Brasil na feira, Henrique Brandão Cavalcanti. "Depois dela, será um desafio para os próximos países manter esse padrão".

O que chama a atenção do diplomata e de quem visita o local das obras é a preocupação social do projeto. Os arquitetos, muitos deles de renome mundial, estão revitalizando uma região da cidade que estava abandonada e decadente. Onde se via, até três anos atrás, uma refinaria de petróleo cercada por centenas de metros de vazios ou lixo industrial, um novo bairro está surgindo e já tem nome: Expo-Urbe.

É a área residencial que, com capacidade para 25 mil moradores e cercada por 450 mil metros quadrados para escritórios e 153 mil metros quadrados para comércio, deve garantir que todo esse trabalho sobreviva, depois que os 8,5 milhões de turistas esperados durante o evento voltem para casa.

"Portugal conseguiu transformar um lugar imundo num bonito jardim", disse, na semana passada, Ole Philipson, presidente do Bureau International des Expositions (BIE), o órgão que escolhe os países que irão sediar essas feiras. Philipson participava da reunião dos 350 delegados representantes de mais de 140 países que já confirmaram presença na Expo-98.

"Eu vi o que essa região foi e no que está se transformando, e só posso dizer que tenho orgulho desse trabalho",

z Teresa Casal Ribeiro, diretora do gabinete de imprensa da Expo-98. Lisboaeta de 54 anos, Teresa garante que seu entusiasmo não reflete apenas a natureza de seu trabalho de divulgação da feira. "A feira obrigou o país a fazer as obras de infraestrutura necessárias para acolher o milhão de turistas a mais que devem vir à cidade por causa do evento", explica.

Entre as principais obras de modernização estão prolongamentos de avenidas que levam à parte oriental da cidade, onde fica o terreno da exposição, construção de túneis e rotatórias e restauração e construção de estações de metrô.

Os 8,5 milhões de visitantes esperados entre maio e setembro representam quatro vezes a população de Lisboa. A cidade é hoje um grande canteiro de obras, que emperram o trânsito, empoeiram as ruas, mas que devem ajudar o país em sua nova proposta de tornar-se um centro de turismo da União Europeia.

Quem planeja ir à Copa do Mundo na França e não tinha Portugal no roteiro, deveria reconsiderar. Testemunhar as mudanças que marcam um momento importante na história do país, e cujo símbolo maior é esta exposição, pode ser algo para contar para os netos. "Eu estou lá", ou alguma coisa desse tipo.

Não que o ritmo dos guindastes tenha alterado a rotina dos que passam pelas ruas da antiga "Baixa", a trabalho ou fazendo compras, ou do boêmio Bairro Alto, com suas livrarias, antiquários e badalação noturna. A Lisboa tradicional e antiga, apreciada por sua história, opções refinadas de compra e culinária reconhecida permanece intacta e acrescenta novas informações, a cada estação. Algumas novidades podem fazer os mais ortodoxos torcer o nariz, como o grande assunto comercial da temporada: o Centro Comercial Colombo.

Inaugurado em outubro do ano passado com o rótulo de maior shopping center da Península Ibérica, o Colombo havia recebido, em quatro meses, nada menos que 11 milhões de visitantes. O que tem levado tanta gente até lá? A modernidade. Pode-se dizer que o shopping, controlado pelo grupo Sonae - que no Brasil controla a Companhia Real de Distribuição, uma rede de supermercados no Sul, e a Tafisa Brasil, fábrica de madeira aglomerada no Paraná -, é o "american way of life" fincando sua bandeira sólida na terra de Cabral. (Págs. 3, 4 e 5)

Brasileiros descobrem o time sharing

(Pág.16)

Os azulejos são um laço histórico que une a capital do Maranhão a Portugal. O acervo da cidade, conhecida por suas "fachadas eternas", valeu-lhe o título de Patrimônio Histórico da Humanidade da Unesco. Ali os azulejos foram usados pela primeira vez do lado de fora das casas, como proteção contra a umidade intensa da época das chuvas. O estilo seria copiado mais tarde pelos colonizadores da corte portuguesa (Págs. 7 e 8)

■ O Bairro Alto de Lisboa atrai o turista em busca de bons antiquários, livros raros e restaurantes conhecidos em todo o mundo. O Tavares é o mais antigo da cidade, mas anda meio vazio (Págs. 3 e 4)

São Luís

Foto: Albani Ramos





SANTIAGO

A cidade do exílio do presidente Fernando Henrique Cardoso nos anos 60 atravessa um período de prosperidade e consumo. A capital do Chile supera os anos de repressão do regime do general Pinochet e começa a renascer culturalmente (Págs. 9, 10, 11 e 14)

(vorläufiger Verlauf)

■ O monumento dos descobrimentos (no d. homenagem da cidade à sua fase áurea. A. em primeiro plano, Lisboa aparece quase completa: dos jardins do Parque Eduardo VII ao lendário estuário do Tejo, tendo ao centro a estátua do Marquês de Pombal

und die anderen

T-Online eMail

COLUNA DE TV

500 anos de História do Brasil

Com a passagem, na próxima semana, de mais um 22 de abril, apenas dois anos restam para que o Brasil celebre, no início do terceiro milênio, os 500 anos de sua descoberta e de sua inserção no mercado internacional. A redondíssima data, expressiva tanto pelo volume das centúrias envolvidas, ou pela evidência da maturidade do País, será certamente festejada com pompa e rigor, e fará com que os olhos do planeta se voltem para estas latitudes. Mas ainda é duvidoso que mereça também o olhar atento da televisão, com o necessário resgate, no plano audiovisual, da longa trajetória que nos levou à condição de oitava economia mundial e de principal País da América do Sul.

A Rede Globo, de sua parte, já lançou o Projeto Brasil 500 e promete desenvolver uma série de ações, em que os festejos do meio milênio de história brasileira serão associados ao fomento da educação no País. Nesta semana mesmo, ela realiza em São Paulo um grande seminário, com a idéia de identificar os principais problemas educacionais do Brasil e traçar estratégias para enfrentá-los. Mas, nas demais redes, ainda é grande o silêncio sobre o que farão na passagem dos 500 anos.

No mínimo, espera-se uma completa revisão histórica de nossos erros e acertos. Espera-se que os brasileiros sejam, enfim, apresentados no vídeo, em larga escala e em profundidade, aos fatos, tendências e personagens

que nos fizeram transitar de Colônia a Império independente e depois a República. Até agora, afora algumas realizações artísticas isoladas, ou um Telecurso 2º Grau, pouco da história do Brasil ganhou espaço na telinha, de forma consistente.

É verdade que a TV paga vem investindo em produções desse gênero e já elaborou produtos significativos, como a recente série "O Brasil de Todos Nós - 50 Anos de História". Mas ainda falta muito a mostrar - o que só acontecerá quando a televisão despertar para o seu dever de apresentar o País real às novas gerações, que mal ouviram falar dele. ■

GABRIEL PRIOLLI



Lisboa

Marília de Camargo Cesar de Lisboa

ntsbesucher

Uma série para os 500 anos

Programa mostra tentativas frustradas de levante

Gonçalo Junior
de São Paulo

Se o Brasil foi mesmo descoberto por Pedro Álvares Cabral ou o almirante português apenas oficializou a posse do rei de seu país na parte sul do novo continente, parece não ter mais qualquer importância. Pelo menos até o dia 21 de abril de 2000, aniversário de 500 anos da chegada do viajante. Interessa, sim, celebrar a data. Entre as festividades previstas estão, em especial, diversos eventos que prometem revisões históricas e a busca por elementos que levem à uma identidade nacional. O canal pago GNT (Globosat), em associação com a Guilherme Fontes Filmes, está saindo na frente este mês, com o início da série "500 Anos de História do Brasil". Serão apresentados 13 programas mensais, com roteiro do escritor Fernando Morais, sobre os fatos e personagens – conhecidas e anônimas – que marcaram os cinco séculos de Brasil.

"Três Golpes Contra JK" abre a série, na próxima quinta-feira, às 21h, contando a euforia desenvolvimentista e a instabilidade política do governo Juscelino Kubstcheck (1956-1961). A apresentação é feita por Guilherme Fontes e Fernando Morais, tendo como convidados o jornalista e escritor Carlos Heitor Cony e o almirante

Júlio Bierrenbach. O programa é dividido em quatro partes: "Novembrada", "Jacareacanga", "Anos JK" e "Aragarças". A exceção de "Anos JK", os demais títulos referem-se às três tentativas frustradas de militares rebeldes em instituir um governo de força no país. Apesar de graves, os levantes foram engolidos pelo golpe de 1964, que instituiu 21 anos de ditadura militar no país. Todos os fatos foram rapidamente contornados com habilidade pelo presidente.

Entrevistas

Para compor um quadro desses fatos e sobre o otimismo que marcou o governo JK, Fontes recorreu a depoimentos de testemunhas. Entre eles, Luís Fernando Mercadante, então jornalista da "Tribuna de Imprensa", do Rio de Janeiro, que estava na redação na noite em que o jornal foi fechado. Outro entrevistado, o fotógrafo Francisco Campanella, da revista "Mundo Ilustrado", estava no avião sequestrado no início da revolta de Aragarças – quando oficiais da Aeronáutica rebelaram-se na cidade goiana, em 3 de dezembro de 1959. Aparecem também falas de Leonardo Alkmin, filho de José Maria Alkmin; Gilberto Cavedagne, co-piloto do avião Constellation, sequestrado na revolta de Aragarças; e do presidente Fernando Henrique Cardoso.

Fernando Morais, em entrevista a este jornal, conta que a idéia de abrir a série com JK se deve ao fato de se tratar de uma personagem enigmática: em meio século de história, desde a revolução de 1930, a receber o poder pelo voto direto e a entregá-lo pela mesma forma. Outro motivo foi a neutralidade histórica do ex-presidente, diferente dos governantes militares, controversos pelo regime que impôs e pelos abusos cometidos ou de figuras que combateram a ditadura pela luta armada. "A série não tratará apenas de política", observa o escritor e roteirista. Um dos protagonistas dos episódios será o jogador Almir Pernambuquinho, que chegou a jogar com Pelé e morreu assassinado a tiros numa briga de bar. Até o momento, a produção do programa já entrevistou cerca de 170 pessoas, entre políticos, generais, intelectuais e artistas, que totalizam perto de 300 horas de gravações. "Procuramos focar pessoas e acontecimentos de conhecimento do público, mas sempre buscando abordagens diferentes", justifica Morais. Um exemplo: em vez de falar do movimento comunista de 1935 a partir do ocorrido no Rio de Janeiro, optou-se por contar os três dias em que o governo do Rio Grande do Norte esteve no poder dos comunistas.

"500 Anos de História do Brasil"
GNT - Quinta-feira, dia 14, 21h

Frankfurter Rundschau

AUS ALLER WELT

19.5.98 MZ

Der Weg in die Welt der Gewürze führte

Vor 500 Jahren entdeckte Vasco da Gama den Seeweg nach Indien, und Portugal

Vor 500 Jahren fand Vasco da Gama den Seeweg von Europa nach Indien. Sein Auftraggeber: der portugiesische König Manuel I. Für Portugal bedeutete die Entdeckung den Aufstieg zur Weltmacht.

Die Nachricht veränderte das Weltbild Europas: Mit vier Schiffen landete Generalkapitän Vasco da Gama nach zehnmönatiger Fahrt am 20. Mai 1498 in der südindischen Handelsstadt Calicut im heutigen Bundesstaat Kerala. Er schaffte, was Christoph Kolumbus sechs Jahre zuvor mißlungen war: Er fand den Seeweg nach Indien, indem er Afrika umsegelte. Die Route blieb bis zur Eröffnung des Suezkanals 371 Jahre später wichtigste maritime Verkehrsader zwischen den Kontinenten.

Der Hafen von Calicut galt als bedeutender und mächtiger Handelsplatz, den vor allem arabische Händler ansteuerten. Diese kontrollierten damals den gesamten Handel auf den Landwegen zwischen Asien und Europa. Die führenden Seemächte Spanien und Portugal suchten daher nach dem Seeweg in den Osten, aus dem begehrte Gewürze wie Nelken, Zimt und Muskat sowie viele andere edle Produkte kamen.

Die arabischen Händler in Calicut fürchteten nach dem Eintreffen der Europäer um ihr Monopol. Der lokale Herrscher Samorin lehnte wegen dieses Interessenkonflikts einen Handelsvertrag mit den Europäern ab. Im Spätsommer verließ da Gama den Hafen Calicut, ohne eine Niederlassung errichtet zu haben.

Im September 1499 erreichte der Entdecker den Hafen von Lissabon. Der 120 Tonnen schwere Dreimaster „São Gabriel“, Flaggschiff da Gamas, und die gleich große „São Rafael“ mit jeweils 20

Kanonen an Bord liefen unter dem Jubel der Bevölkerung ein, begleitet von der kleineren Karavelle „Berrio“ und einem 200 Tonnen großen Versorgungsschiff. Ein Kurier hatte den Hof schon unterrichtet. Der König erhob den Seefahrer in den Adelsstand und machte ihn zum Admiral.

1502 nahm Vasco da Gama mit einer Flotte wieder Kurs auf Calicut. Sein Auftrag: Sicherung der Machtansprüche Portugals im Indischen Ozean. Greuelthaten gegen Moslems auf dieser zweiten Indienfahrt ruinierten den Ruf der Portugiesen in Indien weiter. Nachdem da Gama Calicut mit den Bordkanonen unter Beschuß genommen hatte, waren die lokalen Herrscher aus Furcht zur Zusammenarbeit mit Portugal bereit.

Nach seiner Rückkehr im November 1503 gab es zunächst keinen neuen Auftrag für Vasco da Gama. Die Gründe dafür gingen in zahlreichen Spekulationen unter. Der Seefahrer und Entdecker fühlte sich trotz materieller Zuwendungen und Privilegien um seinen Lohn betrogen, da andere Männer als Vizekönige im neuen Reich Portugals herrschten. Erst König Manuels Nachfolger Johann III. schickte Vasco da Gama 1524 wieder nach Indien. Während dieses Aufenthaltes starb er in Calicut.

Portugal ehrt seinen Nationalhelden während der Weltausstellung „Expo 98“, die Ende Mai in Lissabon beginnt. Indien wird sich offiziell nicht an den portugiesischen Feiern beteiligen. Die Regierungen der Bundesstaaten Goa und Kerala gaben nach heftigen Protesten von Bürgern ihre Pläne auf, der Ankunft da Gamas vor 500 Jahren zu gedenken. Denn Vasco da Gamas Entdeckung machte auch den Weg

für die Kolonisierung Indiens frei. Erst 1961 endete die portugiesische Herrschaft. „Vasco da Gama ist ein Symbol für Unterwerfung und Unterdrückung, für

einen Prozeß, der mit seiner Ankunft begann und bis heute noch nicht zu Ende ist“, sagt der Publizist Claude Alvares aus Goa. (dpa/epd)

immer ostwärts
wurde zur Kolonialmacht

Schulungen - Münster
3. - fax (0251) 531836

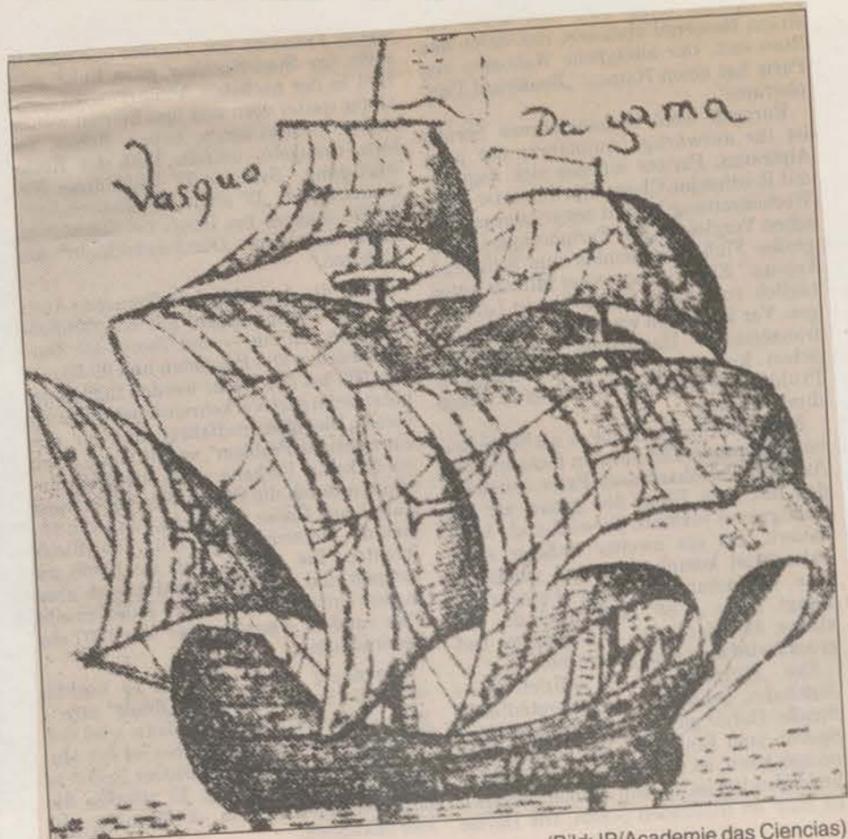
TEAM

CONSULTING

Höherer Fortmann Schulungen - Münster
fon (0251) 533373 - fax (0251) 531836

TEACH TEAM

TRAINING & CONSULTING



Da Gamas Flaggsschiff „São Gabriel“.

(Bild: IP/Academie das Ciencias)

POR DENTRO DE PORTO SEGURO

Estado investe US\$

MARCOS PERON
enviado especial a Porto Seguro

O governo da Bahia está investindo US\$ 241 milhões na costa sul do Estado para adequar a região às festividades dos 500 anos do descobrimento do Brasil.

A região engloba os municípios de Belmonte, Santa Cruz de Cabrália e Porto Seguro. “É o maior conjunto de obras simultâneas na história do Estado”, diz Inez Garrido, 42, diretora-técnica do Prodetur (Programa de Desenvolvimento do Turismo) da Secretaria da Cultura e Turismo da Bahia.

Do total dos investimentos, 60% são financiados pelo BID (Banco Interamericano de Desenvolvimento), por meio do Banco do Nordeste, e o restante é proveniente de recursos estaduais.

Desse montante, US\$ 38 milhões já foram gastos desde 1991 em obras já concluídas, que incluíram a ampliação do aeroporto internacional de Porto Seguro, o aumento da rede de energia elétrica e de saneamento básico e obras no sistema de transportes.

Segundo Érico Mendonça, coordenador da Codetur (Coordenação de Desenvolvimento do Turismo da Bahia), estão em fase de projeto obras que totalizam US\$ 138 milhões em investimentos.

As obras incluem a recuperação urbanística das cidades, a recuperação do patrimônio histórico de Porto Seguro e Trancoso e a criação das Apas (Áreas de Proteção Ambiental) de Coroa Vermelha, Trancoso e Caraíva.

Essa parte dos investimentos, segundo Mendonça, ainda está sendo negociada com o Banco do Nordeste e deve ser liberada a tempo para que as obras sejam concluídas até as festividades dos 500

anos do descobrimento do Brasil.

Além dos investimentos públicos, Mendonça cita também o capital privado que está entrando na região. “Grupos hoteleiros já injetaram US\$ 127 milhões desde 91 e planejam investir cerca de US\$ 1,2 bilhão até o ano 2002 na região, incluindo a construção de hotéis e pousadas, perfazendo um total de 10 mil novos apartamentos.”

Segundo ele, somente Porto Seguro recebe cerca de 850 mil turistas por ano. “E esse número, com certeza, tende a aumentar nos próximos anos”, afirmou.

Estão em fase de execução obras de infra-estrutura básica em Coroa Vermelha, Santa Cruz de Cabrália, Belmonte e Porto Seguro e a implementação da APA de Santo Antônio, que irão consumir mais de US\$ 65 milhões.

Também está prevista a construção de uma estrada asfaltada entre Porto Seguro e Trancoso —com um traçado diferente do existente, a cerca de seis quilômetros da costa—, que vai consumir US\$ 32 milhões. A obra deve ser iniciada em junho e entregue no final de 99.

Segundo o prefeito José Ubaldino Alves Pinto Jr. (sem partido), somente em Porto Seguro o montante de recursos alocados é de US\$ 100 milhões, envolvendo obras na cidade e em Arraial d’Ajuda, Trancoso e Caraíva.

Algumas obras já foram entregues, entre elas a reforma da Passarela do Alcool (conjunto de ruas repletas de lojas, bares e barracas de artesanato), a construção de um calçadão a beira-mar e a reforma do cais do porto.

Marcos Peron viajou a convite da Soletur.

→ LEIA MAIS sobre Porto Seguro nas pág. 7-14 a 7-16.

Turistas aprendem coreografias da hora

Danças ensinadas para turistas na barraca Barramares, na praia de Taperapuá, situada no litoral norte de Porto Seguro. Durante todo o dia dançarinos se revezam nas coreografias, e a pista está sempre cheia. O hit do momento nas barracas de praia é a música “Dança da Manivela”, que tem letra maliciosa e toca o dia todo

A Passarela do Alcool, com barracas de artesanato e produtos típicos, recebe turistas após o jantar e antes da noite nas barracas de praia

folgende
men bzw.

ationalen
mit den
n “Ama-

er-
m
ng
io-
ber
ta-
to
ns
ão

er-
e-
re-
as-
de
nt-
in-
kt
ti-
nd
el,
o-

er-
ng
en

io-
ei-
en
in-

en

n Brasilien
en Plans für
ne Mittel zu
zu 20% aus
ält - Unter-
de”, das die
an umwelt-
ft (die staat-
chnet, einige
iten Beispiel
nes Dekrets
abe von Kre-
) für die Be-
tung der bio-

undespolizei,
stytz.com.br

241 milhões na região

Fotos Marcos Peron/Folha Imagem

■ CULTURA

Bravias ter

Obra de Fernão Cardim é retrato natura

Marco Ribeiro*
de Lisboa

Das mentes hábeis e cultas dos padres da Companhia de Jesus surgiram importantes e fantásticas descrições do Brasil quinhentista. Sob a forma de sermões, cartas e prosas, seus escritos esboçaram os contornos de um paraíso imaginário, com comida em abundância, habitado por animais exóticos e perigosos e índios selvagens puros, antropofágicos — regidos por um Deus incompreensível chamado Tupã. O padre Fernão Cardim, que veio para o Brasil em 1583, contudo, foi capaz de uma compreensão para além do poético e dogmático. Descreveu cientificamente, o tanto quanto era possível para a cultura da época, essas terras as quais ele chegou para tratar como um "novo Portugal". Seus textos, que ficaram mais de 200 anos confiscados e pela primeira vez estão reunidos no livro "Tratado da Terra e da Gente do Brasil" — cuja edição é da Comissão Nacional dos Descobrimentos Portugueses — são um resgate de uma visão humanista sobre as culturas indígenas e sobre os portugueses que para cá vieram.

Dos textos do zoólogo, botânico, geólogo e cronista Fernão Cardim, que passou seus últimos 50 anos de vida no Brasil, têm-se conhecimento de uma primeira publicação sua em língua portuguesa apenas no ano de 1847, num trabalho chamado "Narrativa Epistolar de uma Viagem". Muito mais do que contar as peripécias de uma jornada pela costa brasileira, este texto descreve hábitos, costumes e posturas adotadas pelos religiosos católicos, bem como estruturas de suas paróquias, comportamentos de governantes e das comunidades

em geral.

Contudo, as narrativas epistolares são apenas relatos oficiais ao padre responsável em Lisboa e possuem um caráter formal. O próprio Cardim mostra uma visão unilateral sobre o processo de colonização, descrevendo o dia-a-dia dos senhores de terra e dos padres, no qual os índios estão inseridos como personagens absolutamente gratos e adaptados na nova ordem social. Nas anotações é possível encontrar vestígios do rico e dispendioso cotidiano que viviam os senhores em Olinda. À parte disso, os três anos de viagem pela costa brasileira, percorrendo os estados de Pernambuco, Bahia, Espírito Santo, Rio de Janeiro e São Paulo, forneceram subsídios complementares a outros trabalhos publicados posteriormente: "Do Princípio e Origem dos Índios do Brasil e de seus Costumes, Adoração e Cerimônia" e "Do Clima e Terra no Brasil". O detalhamento com que são apresentados os registros do que ele via mostram o contato e conhecimento que o padre mantinha com os índios da região e seu empenho em desvendar as riquezas e peculiaridades da flora e fauna brasileiras. A edição da Comissão Nacional dos



Mapa de 1558 da América

flora, Cardim estuda as flores e frutos de uma maneira tática, incluindo pareceres gastronômicos e estéticos. Não sendo especialista em medicina, dedica-se em relatar a utilidade que a farmacologia e as ervas têm para os índios. "Erva Santa — esta erva serve para várias enfermidades, como feridas, catarros e, principalmente para doentes da cabeça, estômago e asmáticos. Nesta terra se fazem umas cangueras (espécie de canudos) de folha palma cheia desta erva seca, e pondo-lhe fogo por uma parte põem a outra na boca, e bebem o fumo, é uma das delícias e mimos dessa terra, e são todos os naturais, e ainda os portugueses perdidos por ela, e têm por grande vício estar o dia todo nas redes a beber fumo..."

Tratado da Terra e da Gente do Brasil
de Fernão Cardim

Com. Nac. para Comemorações dos
Descobrimentos, 335 págs., R\$ 20

Descobrimentos Portugueses optou por trazer algumas gravuras do frei Cristóvão Lisboa, publicadas em 1627. As importantes anotações de Cardim incluíam 188 espécies de mamíferos, aves, répteis, peixes, moluscos e crustáceos. "Peixe-sapo, pela língua Guamayaçú, é peixe pequeno, de comprimento de um palmo, pintado, tem olhos formosos; em o tirando da água ronca muito e trinca muito os anzóis, e em tirando da água incha muito. Toda peçonha têm na pele, e tirando-lha, come-se, porém comendo-se com pele mata...". No que diz respeito à



Garotos empinam pipa no cais do rio Buranheim, onde balsas fazem a travessia grátis entre Porto Seguro e Arraial d'Ajuda 24 horas



HISTÓRIA

Paras brasileiras

Lista e antropológico das paragens "brasílicas"



Mapa do Sul feito por Diogo Homem

Por todo o texto, mesmo que não fosse intenção primeira do autor, ficam demonstrações dos contatos com as culturas indígenas.

Aos índios, o padre Cardim dedica um trabalho específico. Seu olhar sobre esses povos, explicitado em "Do Princípio e Origem dos Índios do Brasil", é antagônico, em muitos aspectos, ao de outros padres conhecidos, tais como Antonio Vieira e José de Anchieta. Nos textos cardinianos, há um entendimento sobre as diferenças evolutivas entre ambas as civilizações e que, evitando o juízo de valor, prima pela documentação e sensibilidade aos aspectos interessantes dos costumes e da tradição dos gentios. Dentro do conjunto de obras escritas sobre as culturas

indígenas, é inevitável apontar-lhe como um dos divulgadores do estereótipo indígena "bom selvagem", tal como fez Pero Vaz Caminha em sua Carta para El-Rei. Seu apreço por estas comunidades é expresso principalmente quanto trata das relações familiares, do carinho dos pais em relação aos filhos e a relação de todos com a natureza. Mostra a visão de um religioso otimista na tarefa de conversão por considerá-los iguais, em corpo e alma, a qualquer outro homem. Ao contrário do que afirmou certa vez o padre José de Anchieta, em carta a propósito de uma guerra com ameríndios, "parece-nos, agora, que estão as portas abertas nessa Capital para a conversão dos gentios, se Deus Nosso Senhor quiser dar maneira com que sejam postos debaixo de jugo, porque para este gênero de gente não há melhor pregação do que espada e vara de ferro, na qual em nenhuma outra, é necessário que se cumpra o compelle e os intrare (compele-os entrar), ou o Padre Antonio Vieira, "os mestiços são de vil e obscura origem...", o discurso cardiniano apontava para uma direção contrária, "...estimam mais fazerem bem aos filhos que a si próprios, e agora estimam muito e amam os pais, porque lhes criam e ensinam a ler, escrever e contar, cantar e tanger, cousas que muito estimam".

Mesmo em práticas na qual a atividade católica o impedia de uma maior compreensão dos rituais, tais como festas e cerimoniais antropofágicos, Cardim retrata os acontecimentos com uma lucidez espantosa. O único ponto em que os preceitos religiosos falam alto na sua consciência são os atos de feitiçaria e da pajelança: "Entre eles se levantaram algumas vezes alguns feitiçeiros, a que chamam de Caraiba, Santo ou Santidade, e é de ordinário

algum índio de ruim vida; este faz algumas feitiçarias, e cousas estranhas à natureza, como que ressuscita algum vivo que se faz de morto, e com essa e outras cousas semelhantes traz após si todo o sertão enganando-os dizendo-lhes que não rocem, nem plantem seus legumes e mantimentos, nem trabalhem, etc... porque com sua vinda é chegado o tempo em que as enxadas por si hão de cavar...".

Se no que diz respeito aos hábitos, crenças e comportamentos dos ameríndios havia consideráveis diferenças entre os padres da Companhia de Jesus, o interesse pela língua tupi-guarani é um dos elos que une a tríade Vieira, Anchieta e Cardim. Tal como Vieira e Anchieta, que escreviam sermões em tupi-guarani, no "Tratado de Terras e Gente no Brasil" existe uma preocupação com a língua local. As centenas de expressões e apontamentos são um precioso relato e uma contribuição ao registro da cultura ágrafa dos índios brasileiros.

Estes textos provavelmente serviram de base e incentivaram a sistematização por parte dos jesuítas das quase 350 falas dos ameríndios, acrescentadas às dos mercadores, bandeirantes e os demais cidadãos de uma língua geral ou língua brasílica. Mesmo assim, não foram capazes de evitar que a metrópole impedisse, em 1757, a proibição das escolas em utilizar outra língua. Enquanto a temática greco-romana invadia os cânones portugueses do século XVI, tendo como expoente máximo a obra "Os Lusíadas", de Camões, Fernão Cardim optou pelo texto simples, claro e científico. Sua obra permanece ainda hoje um retrato naturalista e antropológico das terras que naquele momento começavam a atrair o interesse dos portugueses.

* Especial para a Gazeta Mercantil

Trecho sobre o naufrágio da nau Conceição

"Logo a primeira cousa que fizemos foi saber-mos quantos ficamos em terra, e achamos ser cento e sessenta e seis pessoas, entre as quais estavam duas mulheres que em a nau vieram. Nós, assim como disse e também sem quem nos regesse, ordenamos que o mantimento que na ilha estava se entregasse aos apóstolos, e o tivessem metido em uma despensa, e para governarem os mais ordenamos três pessoas, que eram Diogo da Rosa, Gaspar de Barros e eu; todos três governamos a gente em tudo, e no comer principalmente, que era mais necessários, e os que ajudavam a estes três, eram Jorge Gomes, criado de El-Rei, e Domingos Lopes; os outros ditos acima, no mais governavam como capitães, e castigavam os que mereciam, e assim, ordenado isto, puseram cobro sobre os pássaros que na ilha havia, que os não comessem todos juntos, os quais remediavam parte alguma da fome que entre nós havia. A estes que tinham a seu cargo os pássaros deram-lhe juramento de não consentirem tomar pássaro nenhum pessoa nenhuma, somente aqueles que tinham cuidado de os tomar para a despensa, e daí se distribuírem como viam ser mais necessário, e mais para iscas que lançavam para pescar; e assim se guardavam de noite como de dia aos quartos, e daí diante se gastaram os pássaros muito mais regidamente que de antes. Mais ordenamos para o barquinho um mestre com seis homens, que fossem ao mar pescar todos os dias, para que o peixe ajudasse ao mantimento que na terra ficara, até Nosso Senhor nos mandasse socorro, e todos os dias que o mar dava lugar púnhamos muito diligência em o barquinho trazer algum peixe, e o que nele vinha o levavam logo à despesa e o faziam em postas tamanhas umas como outras, e o coziam, e mandavam assentar a gente toda em ordem, e tanto davam ao grande como ao pequeno, e ao negro como ao barco, e desta maneira se governava a gente toda como irmãos, sem entre eles haver nunca

RELAÇÃO DO NAUFRAGIO DA NAU CONCEYÇÃO, DE QUE ERA CAPITÃO FRANCISCO NOBRE,
A qual se perdeu nos baixos de Pero dos Banchos aos 22 dias do mez de Agosto de 1555.
ESCRITA POR MANOEL RANGEL,
O qual se achou no dito Naufrágio: e foy despois ter a Cochim em Janeiro de 1557.

NAUFRAGIO
Que passou
JORGE DE ALBUQUERQUE COELHO
Vindo do Brazil para este Reyno no anno de 1565.
ESCRITO POR BENTO TEIXEIRA PINTO
Que se achou no dito Naufrágio.
Tom. II. A PRO

brigas, porque os que os regiam não o consentiam, e quem havia mister castigo davam-lho.

Pusemos também grandes guardas em as fontes que já na ilha tínhamos, e a água que recolhíamos levavam-na à despensa para aguar o vinho com ela; e D. Álvaro tinha levado três pipas de água que havia na ilha e não deixou pouca nem muita, por onde nos pareceu que nossas vidas fossem breves por causa das muitas calmas que na ilha havia; mas como Nosso Senhor sempre usava de misericórdia conosco, tínhamos para a gente beber, e a que sobejava a metiam na despensa,

para quando nos víssemos em pressa nos socorrermos dela; porém o vinho, que seriam três pipas, vinha misturado com água - salgada de quando as tiramos do mar, e fazia muito mal à gente, que lhe secava os bofes, e para isto foi necessário que quando o bebiam lhe deitassem três partes de água, e assim o bebiam, e nos duraram três meses e quinze dias.

D. Álvaro e Duarte Rodrigues nos tinham prometido diante de um crucifixo que como chegassem a Cochim nos mandariam socorro, e que se o governador nos não quisesse mandar buscar, que eles à sua custa fariam navio que viesse a esse feito. A este tempo andávamos tão debilitados da fome e nossas forças eram tão poucas, que quantos éramos não podíamos botar um batel ao mar para ir pescar, e todo o dia andávamos metidos na água até o pescoço por termos mão no batel, que o não quebrassem os grandes mares que nele davam, que algumas vezes o lançavam sobre as pedras, e os que topava diante também iam para uma e outra banda, e a muitos feria nas pernas e passava por riba deles; e o batel ia logo pela manhã e vinha à tarde, e muitas vezes vinha sem peixe, do que recebíamos muita dor; e o que vinha do mar era mais mantimento nosso que o que tínhamos em terra; por ser muito pouco não comíamos mais que duas vezes ao dia, e o comer era uma postinha de peixe, tamanha a um como a outro, e de biscoito como duas castanhas, e de queijo como uma unha do dedo polegar, com meio quartilho de vinho com as três partes de água, e com isto e com a graça de Nosso Senhor nos sustentávamos.

Os peixes que o batel trazia eram desta qualidade: vermelhos, de tamanho de gorazes; e tubarões como os da costa da Guiné; eram muito ruins de pescar, porque levavam as linhas e anzóis, e para isto tivemos grande ardil para que os pescadores não deixassem de ir todos os dias ao mar, tínhamos dous ferreiros, por haver dia que o peixe levava dez e quinze anzóis, e desta maneira sempre andava a cousa bem ordenada.

(Extraído do livro "História Trágico-Marítima", do naufrágio de 22.8.1555)



Um aniversário distante?

Comemorações oficiais podem cair no vazio

Joana Monteleone
de São Paulo

Em 9 de março de 1500 Pedro Álvares Cabral saiu da praia do Restelo, em Lisboa, com destino a Calicute, na Índia. Em 21 de abril, Pero Vaz de Caminha anotou: "Era muita quantidade de ervas compridas a que os mareantes chamam de botelho, assim como as outras que dão o nome de rabo de asno". Pode-se discutir se Cabral sabia ou não da existência do Brasil, mas o que ele não imaginava era a dimensão das terras que acabara de descobrir e os problemas decorrentes dessa descoberta.

A discussão dos intelectuais sobre se a data deve ou não ser celebrada é ultrapassada. A matança e catequização dos índios em conjunto com a escravidão são os argumentos mais fortes dos que defendem que a data nada mais é do que um massacre étnico e cultural. Nada disso parece importar quando faltam menos de dois anos para os 500 anos do descobrimento do Brasil. Os eventos sucedem-se numa cascata de programação que inclui seminários, filmes, exposições, documentários e livros.

Para reunir os principais eventos, o Ministério das Relações Exteriores criou, em 1993, a Comissão Nacional para as Comemorações do Quinto Centenário. Com sede em Brasília e em estreita parceria com Portugal, a Comissão reúne todos os projetos enviados para o governo e que, a partir de uma análise, passam a integrar o calendário de eventos. "A comissão é composta por representantes de 18 ministérios que ce-

deram seus quadros", diz o secretário-adjunto, Coronel Lamounier.

A Comissão criou um site na Internet (www.mre.gov.br) que divulga as informações de maneira didática, ilustrada e com música. A cada mês é homenageado um compositor brasileiro relevante. Este mês é a vez de Villalobos, com as "Bachianas n° 5".

O site é dividido em oito categorias, entre as quais a que apresenta a programação atualizada dos eventos. A Comissão também subdivide-se em cinco estados com subcomissões para a organização. "O objetivo é sensibilizar a sociedade civil para o tema. Temos três diretrizes principais: estimular a realização de festividades; incentivar uma diretriz crítica do processo de formação da nacionalidade brasileira; e, por último, lançar as bases para uma discussão sobre o futuro do país", diz Lamounier.

Se por um lado o governo está incentivando as festividades de comemoração, por outro a Rede Globo, sem registro na Comissão, tomou a dianteira de anunciar que será uma das principais patrocinadoras da data. Estão previstos shows, especiais de televisão e documentários para o período, que está sendo marcado com uma contagem regressiva (faltam 638 dias para o descobrimento).

Está inscrita na Comissão uma série de eventos importantes, entre eles a exposição de arte comemorativa do Quinto Centenário, em São Paulo, com curadoria de Nelson Aguilar, a criação do Museu Aberto do Descobrimento em Porto Seguro,

Bahia, e o Projeto Resgate, que pretende microfilmar todo o acervo relativo ao Brasil colonial disponível no Arquivo Histórico Ultramarino, em Portugal.

Livros também estão listados pela comissão. Entre eles pode-se destacar "Imagens das Vilas e Cidades do Brasil", organizado pelo professor da Faculdade de Arquitetura e Urbanismo (FAU) da USP, Nestor Goulart Reis Filho.

As universidades e instituições de pesquisa, como o Instituto Histórico e Geográfico, são os maiores inscritos na lista do governo. São eles os responsáveis por uma visão marcada pelo debate do significado do maior encontro entre culturas da história. Contudo, estes debates deverão ficar em se-

gundo plano diante da enorme soma de dinheiro de grandes empresas e que o governo deve gastar para comemorar a data. O tom dado pelo governo e por essas empresas ainda é o mesmo do século passado, quando se comemoraram os 400 anos. A Marinha e o Exército tomam dianteira para publicar livros oficiais como a "História Naval Brasileira" ou "Bandeiras de Portugal e do Brasil". Assuntos que fazem parte de uma ideologia consolidada na visão de pátria-mãe, sem maiores discussões aprofundadas sobre o tema. As comemorações oficiais dos 500 anos correm o risco de ser um espetáculo de fogos de artifício, em detrimento da reflexão. Ou seja, um aniversário que soa estranho e distante para a maioria da população brasileira. ■

22.7 98 7

As 500

ANTONIO DELFIM NETTO

Há um quarto de século a revista "Exame", do grupo empresarial criado pelo saudoso Victor Civita, publica uma edição anual onde retrata as 500 maiores empresas que operam no Brasil. É uma preciosa coleção de informações que reflete, em números, o comportamento microeconômico do país. A cada ano a qualidade dos dados melhora e aumenta a sua credibilidade.

Os números de 1997 relativos ao setor privado nacional não revelam um quadro tranquilizador quando comparados com o setor estatal e com a participação do capital estrangeiro. Mas não revelam, também, uma deterioração dramática. Consolidando os números das 500 maiores empresas privadas (de propriedade nacional e estrangeira), verifica-se que os lucros em 1997 foram de US\$ 6,9 bilhões, contra US\$ 7,7 bilhões em 1996, registrando uma queda superior a 10%. O endividamento das mesmas empresas passou de US\$ 105 bilhões em 1996 para US\$ 130 bilhões em 1997, registrando um acréscimo de 24%! E as vendas passaram de US\$ 281 bilhões para US\$ 298 bilhões no período, com uma variação positiva de 6%. Os ativos das 500 maiores empresas privadas passaram de US\$ 245 bilhões para US\$ 270 bilhões, com um aumento de 10%.

A margem de lucro sobre os ativos caiu de 3,1% em 1996 para 2,6% em 1997, e a margem sobre as vendas reduziu-se de 2,7% para 2,3%. No período 1994/97 as vendas aumentaram na média de 2,9% ao ano, e o endividamento, na média de 8% ao ano, reduzindo o lucro total quase à metade, de US\$ 13,8 bilhões em 1993 para US\$ 6,9 bilhões em 1997. Com tais resultados, é difícil aceitar a hipótese de que esteja havendo um "surto de investimento". Sabe-se que o nível de investimento é condicionado pela taxa de juros real e pela poupança interna das empresas. O nível absurdo dos juros e o aumento preguiçoso das vendas levaram a um grande aumento do endividamento e, conseqüentemente, a uma redução dramática da capacidade de poupança interna das empresas. Entre as maiores 500 empresas, as que registraram prejuízo passaram de 48 em 1994 para 97 em 1995, 93 em 1996 e 106 em 1997.

A incorporação dos lucros foi muito desigual: as 50 maiores empresas nacionais de capital privado tiveram uma redução de lucro de 21% (de US\$ 3,4 bilhões em 1996 para US\$ 2,7 bilhões em 1997), enquanto as 50 maiores estatais tiveram um aumento de lucro de 177% (de US\$ 2,6 bilhões para US\$ 7,2 bilhões), graças aos aumentos de tarifas e à redução de investimentos. As 50 maiores empresas de capital estrangeiro aumentaram o seu lucro em 22% (de US\$ 1,16 bilhão para US\$ 1,42 bilhão).

O resultado mais surpreendente, porque mostra o aumento da carga tributária implícita na liberdade de preços dos monopólios estatais e a sua preparação para a privatização, é registrado na tabela abaixo:

Lucro em milhões de dólares

	1995	1996	1997
50 estatais	-(2.902)	2.629	7.214
500 privadas	8.000	7.668	6.864

Os números confirmam que 1997 não foi ainda o ano em que a estabilidade se transformou em prosperidade.

Antonio Delfim Netto escreve às quartas-feiras nesta coluna.

OCTOBER
40 41 42 43 44 45 46 47 48
NOVEMBER
49 50 51 52
DEZEMBER

Fotos Carla Aranha/Folha Imagem



Igreja Nossa Senhora da Pena, na parte histórica de Porto Seguro

TERRA À VISTA *Praias são extensas*

Orla baiana é porto seguro há 500 anos

17.8.984

CARLA ARANHA
enviada especial a Porto Seguro

A imagem é convidativa: muito sol, muitas praias, nada de trânsito (ao menos na baixa temporada), diversão a valer, preços camaradas. E, como os cerca de 850 mil turistas anuais que ancoram suas férias e feriados em Porto Seguro, no sul da Bahia, você decide rumar para lá, sentindo-se até, quem sabe, uma espécie de co-descobridor do litoral brasileiro.

Co-descobridor? Engano. Afinal, foi nessa orla protegida por recifes, a chamada costa do descobrimento, onde Cabral e suas caravelas aportaram há quase 500 anos, rezaram a primeira missa no território "recém-descoberto" e ergueram igrejas, casas e prisões.

Trouxeram também, ao menos do ponto de vista dos nativos, os índios pataxós, os primeiros "turistas", portugueses que vieram fincar marcos e atitudes exploratórias na então Terra de Vera Cruz.

Mais de 400 anos depois, a história se repetiria, ainda sem os pacotes turísticos das agências de turismo e os vãos fretados. Nos anos 60, convergiram para Arraial d'Ajuda (distrito de Porto Seguro) hippies e jovens que fugiam das

perseguições da ditadura militar. Eles ainda vivem por lá, dividido a água de coco (e microempresas como pousadas e restaurantes), com "outsiders" de todo o mundo. Mas não é só esse passado mais recente que lhe oferece a face em Porto Seguro.

Lá estão as igrejas tombadas como patrimônio histórico da humanidade, o marco do descobrimento, e, claro, as lutas de capoeira, o som do berimbau no fim de tarde e extensas praias, ainda coroadas por recifes como nos tempos de Cabral.

Quanto aos índios pataxós, bem, você pode ver meia dúzia deles vendendo artesanato na feira da praia de Coroa Vermelha, em Santa Cruz de Cabrália, que é, por sinal, o lugar onde teoricamente aportaram os colonizadores.

Perto, muito perto, está o marco do descobrimento, onde os turistas posam para fotos e são abordados por eternos meninos sem eira nem beira que pedem um suco, um sorvete, um olhar, uma palavra. E aí você sabe: a grande descoberta, em Porto Seguro, é a desse Brasil imutável, embalado pelo vai-e-vem das carroças na areia da praia e das rústicas jangadas que sangram o mar.

Carla Aranha viajou a convite do Hotel Resort Paradise e da companhia aérea Nordeste.

Leilão
CED

Co. KG
Lotte
00

Branch: Am Willersberg 231
98663 Ummersstadt
Telefon 03 68 71 12 01 21
Telefax 03 68 71 12 01 25



Show de capoeira na cidade alta de Porto Seguro, com a igreja Nossa Senhora da Pena e a prisão ao fundo

500 ANOS Ciclo expõe mudanças no Ocidente

Palestras destacam influência indígena

BRUNO GARCEZ
da Reportagem Local

20.8.98
Discutir as transformações sofridas pela cultura ocidental após o contato com as civilizações indígenas. É essa a proposta do ciclo "A Outra Margem do Ocidente", série de palestras cujas inscrições abrem hoje em São Paulo.

O ciclo integra o evento Brasil 500 Anos - Experiência e Destino, que inicia no dia 14 de setembro, no Instituto Cultural Itaú. "A Outra Margem do Ocidente" terá palestras dos filósofos Olgária Matos, Marilena Chauí e Sérgio Paulo Rouanet e do antropólogo Patrick Menget, entre outros.

A abertura do ciclo contará com a presença dos índios Davi Ianomâmi e Ailton Krenak, fundador e presidente do Núcleo de Cultura Indígena.

O evento acontece no Rio e em São Paulo e é organizado pelo jornalista Adauto Novaes.

"Queremos mostrar a influência sofrida pelo pensamento ocidental após o convívio com as culturas indígenas, expressa em textos de autores como Voltaire, Diderot e Rousseau", diz Novaes.

A abertura das inscrições para "A Outra Margem do Ocidente"

marca também o lançamento do livro "A Descoberta do Homem e do Mundo", coletânea de textos que resultou do primeiro ciclo do evento, realizado no Rio de Janeiro no ano passado.

A obra, que traz textos de Gerd Bornheim, Marilena Chauí e Jean Delumeau, tem como tema o oposto do que será tratado em "A Outra Margem do Ocidente", ou seja, as transformações enfrentadas pelas culturas indígenas decorrentes do encontro com os descobridores europeus.

Evento: A Outra Margem do Ocidente

Inscrições: de hoje a 14 de setembro, em São Paulo; de amanhã ao dia 11 de setembro, no Rio

Quando: de 14 de setembro a 5 de novembro, em São Paulo; de 11 de setembro a 3 de novembro, no Rio

Quanto: R\$ 30

Onde: Instituto Cultural Itaú (av. Paulista, 149, São Paulo, tel. 011/238-1700) e palácio Gustavo Capanema (r. da Imprensa, 16, 5º andar, centro, tel. 021/297-6116, ramal 246)

Livro: A Descoberta do Homem e do Mundo

Autor: vários

Lançamento: Companhia das Letras

Quanto: R\$ 35 (544 páginas)

MEMÓRIA

Museu dos 500 Anos do Brasil

Palácio dos Bandeirantes terá acervo artístico do Descobrimento

^{13.9.98}
Já no fim deste ano, o Palácio dos Bandeirantes, sede do governo do Estado de São Paulo, contará, em seus jardins, com um museu tridimensional em comemoração aos 500 anos do Descobrimento do Brasil e à virada do milênio. Serão 187 esculturas e instalações de artistas de 12 estados do País. Para conhecer as obras, ao ar livre, os visitantes terão de percorrer quatro passarelas, cada qual uma trilha de mil metros, perfazendo percurso equivalente a cinco caminhadas pelo Viaduto do Chá. A construção do museu, orçada em R\$ 7 milhões, será feita em uma área de dez mil metros quadrados, apenas com recursos da iniciativa privada.

A maquete do Museu dos Bandeirantes — que terá entrada franca — foi apresentada ontem pelo secretário estadual, Antônio Angarita, e pela curadora da instituição, Radha Abramo. De acordo com Sérgio Rosa, integrante da Associação de Amigos de Acervos dos Palácios de Governos, responsável pela captação de recursos, cada artista poderá captar até R\$ 20 mil em patrocínio para expor seus trabalhos. “Prendemos fazer tudo com dinheiro das empresas, que poderão ser beneficiadas pelas leis federal e municipal de incentivo fiscal àqueles que investem em cultura”, explicou. O museu funcionará de terça-feira a domingo, das 10h00 às 17h00.

Além dos incentivos fiscais, segundo Rosa, os empresários que co-

laborarem com a construção do Museu dos Bandeirantes terão seus nomes e os das suas empresas citados em catálogos, folders, vídeos, na Internet e pintados em placas de vidro, de dimensão de 30 por 40 cm.

Do total de dez mil metros quadrados de que disporá o museu, metade da área será dedicada às obras de artes, às trilhas, e a edificações de apoio, como as de uma recepção, três banheiros públicos (ocupando 750 metros quadrados) e áreas verdes. Também estão previstas, para o local, instalações de cadeiras de roda para idosos e deficientes físicos, leitura tátil das obras e fitas cassetes, para deficientes visuais.

A trilha a ser percorrida pelos visitantes deverá ser selecionada na recepção; o percurso, segundo Rosa, poderá ser feito em um só dia, ou em três ou quatro dias futuros. “Ainda não temos a estimativa do número de pessoas que visitará o museu diariamente, teremos estrutura que dê conforto a todos”, diz Rosa. Planejado de acordo com as mais modernas normas de segurança, o museu terá, à disposição dos visitantes, guarda-chuvas e guarda-sóis. Cada obra terá placa com o nome do patrocinador, do artista, a dimensão e material utilizado. O museu distribuirá folders explicativos sobre os artistas convidados pela Associação Brasileira de Críticos de Arte para participar do projeto.

As obras, 20% das quais coloridas, correspondem às tendências ar-

tísticas contemporâneas. Cada uma delas, ocupará um raio de cinco metros e área de 100 metros quadrados. Elas deverão ser feitas em metal, cerâmica, pedra e resina, material que garanta a integridade física contra as intempéries. As obras, muitas das quais tótems e referências à diversidade cultural, serão iluminadas individualmente por lâmpadas de captação direta de luz solar, que se realimenta, por estar a céu aberto.

O início da implantação das obras de arte está previsto para esta primavera, sempre de acordo com os artistas e arquitetos responsáveis.



Maquete do Museu dos Bandeirantes que vai ter 187 esculturas em seus jardins

14.9.98 #

Missões jesuíticas terão quatro séculos de história na Internet

LÉO GERCHMANN
da Agência Folha, em Porto Alegre

A cultura e a história representadas pelas ruínas seculares na região das Missões, no Rio Grande do Sul, terão agora o mundo informatizado jogando a seu favor.

Será lançado quinta-feira o projeto de informatização do patrimônio cultural das Missões Jesuíticas dos Guaranis, em São Miguel das Missões (482 km a noroeste de Porto Alegre).

A idéia é divulgar e preservar um dos principais tesouros históricos nacionais, os vestígios do convívio entre jesuítas e índios guaranis.

A iniciativa, inédita, está sendo realizada numa parceria entre o Iphan (Instituto do Patrimônio Histórico e Artístico Nacional) e a IBM, com apoio da Associação Amigos das Missões.

Foi escolhida a data de 17 de setembro por ser o Dia do Patrimônio do Mercosul. O território das Missões ia do noroeste do que hoje é o Rio Grande do Sul ao Paraguai, passando pela Argentina.

O projeto foi inspirado no trabalho de informatização realizado em Pompéia (Itália), um dos sítios arqueológicos, históricos e turísticos mais importantes do mundo.

Informatização

No lançamento do projeto, haverá a apresentação do site "Missão Jesuítica dos Guaranis" (com informações sobre as principais ações de pesquisa, documentação e proteção do patrimônio missioneiro), do CD-ROM (com a história, arquitetura, urbanismo, costumes dos povos missioneiros e informações turísticas) e o banco de dados (armazenagem de informa-

ções sobre esse patrimônio cultural, que alimentará o site).

Os estudos e dados apresentados são um esboço do Centro de Documentação e Pesquisa que será construído em São Miguel.

No evento que marcará a apresentação do projeto, haverá um painel relatando seu conteúdo e uma homenagem do IAB (Instituto dos Arquitetos do Brasil) ao urbanista Lúcio Costa.

Também estão previstos para o dia o lançamento do selo comemorativo do patrimônio cultural das Missões, um concerto de música barroco-missioneira com o grupo Música Segreta de Córdoba (Argentina) e a apresentação do grupo de dança Chaleira de Prata, de Cruz Alta (RS).

O projeto tem o custo de US\$ 250 mil e foi aprovado pela Lei de Incentivos Fiscais à Cultura.

Saiba mais sobre as Missões

da Agência Folha, em Porto Alegre

Na região onde hoje estão as ruínas de Sete Povos das Missões, floresceram, há 300 anos, várias comunidades auto-suficientes de índios e jesuítas, voltadas à ciência e à cultura.

A área das Missões fica a cerca de 460 km de Porto Alegre. As reduções jesuíticas — áreas onde os jesuítas catequizavam os índios — ocuparam dois terços do Rio Grande do Sul, além de partes da Argentina e do Paraguai.

Dos 30 povoados que a compuseram, sete (os Sete Povos) ficaram no Rio Grande do Sul.

A civilização, que reuniu 50 mil índios guaranis numa sociedade cooperativa e de mão-de-obra não-escrava, foi dizimada pelos colonizadores no século 18, num ciclo de sangrentas batalhas que ficaram conhecidas como Guerras Guaraníticas.

O fim trágico da experiência jesuíta não apagou da história as Missões.

Historiadores consideram possível que muitos socialistas utópicos europeus do século 19 tenham criado seu ideário a partir da inspiração de relatos de viajantes a respeito de povoados onde as pessoas trabalhavam cerca de cinco horas por dia, desenvolviam as artes, o artesanato e a fé cristã num ambiente de real fraternidade, liberdade e igualdade: as missões jesuíticas.

Em São Miguel, onde será lançado o projeto de informatização, há igreja, museu, cemitério e colégios em meio às ruínas, em 20 hectares de sítio arqueológico.

Além de São Miguel (fundada em 1687), os Sete Povos eram integrados por São Borja (1682), São Nicolau (1687), São Luiz (1687), São Lourenço (1690), São João Batista (1697) e Santo Ângelo (1706).

São Miguel, Santo Ângelo, São Borja e São Luiz formaram cidades sobre as ruínas.

As Missões foram tombadas como Patrimônio Cultural da Humanidade pela Unesco em 1983. (LG)

Mercosul cria rota turística

da Agência Folha, em Porto Alegre

Os quatro países integrantes do Mercosul vão investir pesado no turismo nas Missões Jesuíticas a partir de dezembro.

O "Circuito Turístico do Mercosul" será vendido nas agências de viagens brasileiras, argentinas, paraguaias e uruguaias, com preços e roteiros idênticos.

O Uruguai tem, além de algumas ruínas, Colônia de Sacramento.

Em 1750, essa cidade uruguia, que hoje atrai turistas devido à sua arquitetura colonial portuguesa, foi negociada por Portugal com a Espanha — que em troca deu as missões.

"O circuito existe há dois anos. A partir de dezembro, os governos dos quatro países integrantes do Mercosul e a iniciativa privada vão cooperar com a comercialização", anunciou sexta-feira o diretor de promoção do Iphan, Luiz Antônio Custódio. (LG)

Indianer in Honduras fällen symbolisches Todesurteil gegen Kolumbus

„Völkermord, Entführung, Zerstörung, Vergewaltigung“ / Aufklärung der Morde an fünfzig Anführern verlangt

14.10.98 FAZ
TEGUCIGALPA, 13. Oktober (epd). In einem symbolischen Prozeß haben die Indianer in Honduras den Eroberer Christoph Kolumbus jetzt zum Tode verurteilt. Er sei des Völkermords, der Entführung, der Zerstörung von Kulturen und der Vergewaltigung überführt worden, hieß es zur Begründung in Tegucigalpa. Das Gericht setzte sich aus Mitgliedern von sieben Ureinwohner-Völkern zusammen. Zwei Botschützen vollstreckten das symbolische Todesurteil, indem sie sechs Pfeile auf ein Bild von Kolumbus abschossen.

Genau 506 Jahre zuvor, am 12. Oktober 1492, hatte der Seefahrer zum ersten Mal den Boden des amerikanischen Kontinents betreten. Damit, so heißt es in dem Urteil, habe ein „Zeitalter des Völkermords, der Grausamkeit und der Sklaverei begonnen“, das zuvor „in der Geschichte der Menschheit unbekannt war“. Fast zehn Prozent der sechs Millionen Honduraner

gehören einem Ureinwohner-Volk an. Zur Urteilsverkündung waren etwa 2000 Ureinwohner in die Hauptstadt Tegucigalpa gekommen. Bei einer Kundgebung verlangten sie die Aufklärung der Morde an mehr als fünfzig ihrer Anführer. Die Regierung von Präsident Flores wurde aufgefordert, den Ureinwohnern Besitzurkunden über ihre angestammten Ländereien zu geben und ihre abgelegenen Siedlungsgebiete mit Straßen zu erschließen. Das hatte ihnen Flores' Amtsvorgänger Reina zugesagt.

Zu der Kundgebung hatten sie eine rund zwei Meter hohe Statue eines Indianerführers mitgebracht, der im Kampf gegen die Spanier gestorben war. Ein starkes Polizeiaufgebot verhinderte, daß sie auf dem Platz aufgestellt wurde, auf dem am 12. Oktober vergangenen Jahres eine Kolumbus-Statue geschleift worden war. Statt dessen errichteten die Ureinwohner

das Standbild auf dem Platz vor dem Parlament.

Schon am Sonntag hatten etwa 2000 Mitglieder des Stammes der Chorti die Maya-Ruinen in Copan im Westen des Landes besetzt und Touristen den Zutritt verwehrt. Die Chorti gehören zu den ärmsten Indigena-Völkern von Honduras. Etwa sechzig Prozent der Kinder sterben, bevor sie das fünfte Lebensjahr erreicht haben. Ihr Siedlungsgebiet wird ihnen von Großgrundbesitzern streitig gemacht. Seit sie vor wenigen Jahren begonnen haben, Widerstand zu organisieren, wurden schon mehrere ihrer Anführer umgebracht.

Offenbar unbeeindruckt von dem Protest zum 506. Jahrestag der „Entdeckung“ Amerikas, lud die spanische Botschaft in Tegucigalpa zum Zeitpunkt der symbolischen Hinrichtung zu einem Empfang, an dem der zu diesem Datum begangene „Tag der Hispanität“ gefeiert wurde.





set/out/nov 1998

BRASIL

500 anos de resistência Indígena, Negra e Popular

Aproxima-se a data – 22 de abril de 2.000 – que nos fará refletir sobre o dia, 500 anos atrás, em que um grupo armado de portugueses desembarcou nestas terras, com a meta de anexá-la como território colonial.

Aqui viviam, há mais de 40 mil anos, mais de cinco milhões de pessoas, pertencentes a cerca de 970 diferentes povos. Eram os legítimos donos destas terras, possuidores de tudo – menos de anticorpos para doenças européias, de armas mortais à base de pólvora e chumbo, nem do impulso de violência, exploração, depredação e saque. Disto, eram portadores privilegiados aquele grupo de homens maltrapilhos e doentes que desceu na praia da hoje Cabralia, sul da Bahia, cinco séculos atrás, dizendo que estavam “descobrimo um Novo Mundo” e que para estas terras trariam sua noção de civilização, progresso e evangelização.

Naquele dia foi dado início à expansão do Velho Mundo nestas terras, através da sua brutalidade letal e organizada, pronta para projetar-se contra tudo e contra todos que estivessem em seu caminho. Aquele 22 de abril de 1.500 foi um dia mítico, matriz de uma história violenta e desumana, que continua até os nossos dias.

Nossa leitura histórica

Nós, povos indígenas, movimento negro, movimentos sociais e entidades articulados no movimento *Brasil: 500 anos de Resistência Indígena, Negra e Popular*, fazemos uma leitura da nossa história a partir de um lugar bem definido – dos que sofreram e lutaram contra a espoliação colonial e a exploração de classe, dos condenados da terra, das periferias das cidades e da história oficial.

Não acreditamos numa história escrita pelas classes dominantes, em que estas se colocam como protagonistas únicos e vencedores incontestes, tendo seus personagens guindados à posição de heróis de uma versão mistificadora e falsa do processo histórico. Pretendemos, através do nosso movimento, desmistificar a construção da mentira oficial e revelar a verdade histórica vivida pelos povos indígenas, pelos povos escravizados, pelas classes sociais e setores populares explorados e excluídos:

- a verdade dos povos indígenas que, ao longo destes cinco séculos, vem sofrendo um processo contínuo de extermínio e abandono, não obstante as lutas heróicas e desiguais que sempre travou – e continua travando – para preservar seus territórios, suas culturas, suas identidades, suas religiões, seus projetos de vida;
- a verdade dos povos africanos aprisionados, seqüestrados para cá, escravizados e que, durante



quase 400 anos, viveram neste país a afronta de um sistema de produção então já condenado pela história. Protagonistas de gestos também heróicos, fundaram aqui territórios livres – os quilombos – que até os dias de hoje são provas vivas da afirmação da dignidade humana frente a um poder infame e.

a verdade dos setores populares que, durante toda a nossa história lutaram para mudar o seu curso, na busca da constituição de uma sociedade justa e fraterna. Os setores populares foram os protagonistas maiores da nossa recente luta contra a ditadura militar e contra a implantação entre nós do modelo neoliberal. Hoje, a luta pela reforma agrária e a luta contra o desemprego em massa são dois de seus combates maiores no rumo da construção de uma nova sociedade.

Durante a difícil constituição da sociedade brasileira nestes 500 anos, a violência sempre permaneceu, mudando sempre de forma. De igual maneira, os exemplos de generosidade, criatividade e de vontade de construir um território livre e independente é uma sociedade justa e humana sempre existiram e quem os legou a nós foram os povos indígenas, os povos escravizados e os setores populares. São estes, também, os que nos dias de hoje continuam a nos dar exemplos constantes de que é possível transformar a vida e a sociedade, em benefício de todos.

Pretendemos, através do nosso movimento, expor nossa divergência clara e transparente com relação às comemorações oficiais. Estas irão comemorar os 500 anos da construção de uma nação supostamente unida e harmônica, erguida com a "contribuição voluntária" dos povos indígenas, dos africanos "trasladados" para estas terras e dos brancos europeus. Para as comemorações oficiais, inexistente a noção de conflito, hoje como no passado. Para nós, pelo contrário, a noção de conflito é central na história como no presente, projetando-se no futuro.

A brutalidade do genocídio indígena capitaneado pela empresa colonial e responsável pela extinção de povos inteiros, a barbárie da sociedade escravocrata que espoliou os povos africanos sacrificando e desagregando famílias e comunidades, a crueldade atroz, que vitimou e vitima cotidianamente os setores populares, marca uma das sociedades mais desiguais do planeta: a sociedade brasileira até os dias de hoje. Todas essas realidades históricas não podem ser compreendidas sem a noção central do conflito – conflito entre povos, entre classes, entre ideologias, entre concepções de vida, de mundo, do humano, da própria história.

Nossas celebrações

Nosso movimento *Brasil: 500 anos de Resistência Indígena, Negra e Popular* pretende celebrar sim, mas celebrar as vitórias conquistadas ao longo dos séculos, através das lutas coletivas, através das iniciativas populares, plenas de heróis anônimos, que nunca terão seus nomes inscritos nos livros de história. Vamos celebrar sim, as vitórias que nos custaram tanto sangue e tantos mártires, tanto sofrimento e esperança nos corações de gente que nada tinha para lutar, senão a sua fé num mundo menos desumano.

Vamos celebrar sim, as vitórias e derrotas de uma luta sempre desigual: de um lado a riqueza, o poder, as armas, o desprezo pela vida e a arrogância de classe, de outro lado, a vida coletiva, o trabalho humano, os despossuídos de tudo, a solidariedade de classe, a humildade e generosidade anônimas, a infinita esperança.

No marco destes 500 anos, vamos celebrar também o futuro. Herdeiros de um passado de resistência e luta, trazemos a certeza de que, apesar de tantas desigualdades e injustiças que permanecem, construiremos uma sociedade livre e justa, marcada pela igualdade e pela fraternidade, sociedade sonhada que tanto buscamos e que tantos buscaram antes de nós.

Nossas ações

Para atingir nossos objetivos de refletir e celebrar a resistência indígena, negra e popular nestes 500 anos de história brasileira, nos comprometemos com as seguintes ações:

- desencadear, em todos os movimentos e entidades nos quais participamos o processo de reflexão, atividades culturais e de luta que tenham como referência a questão dos 500 anos;
- lançar, durante a semana de 18 a 24 de abril de 1999, de forma simultânea e articulada, em todo o país, por parte de todos os movimentos sociais que se engajarem, o movimento *Brasil: 500 anos de Resistência Indígena, Negra e Popular*;
- durante o mês de abril do ano 2.000, realizar diversas ações no extremo sul da Bahia – marcha conjunta, ato ecumênico e ato cultural – para estimular a sociedade brasileira a refletir sobre o significado destes 500 anos de história do ponto de vista indígena, negro e popular e,
- articular nosso movimento com as lutas sociais já existentes em âmbito local, regional e nacional e projetá-lo no âmbito internacional, tanto na América Latina como na Europa, particularmente em Portugal.

Dezembro de 1998.



Carta de Caminha para os festejos dos 500 anos

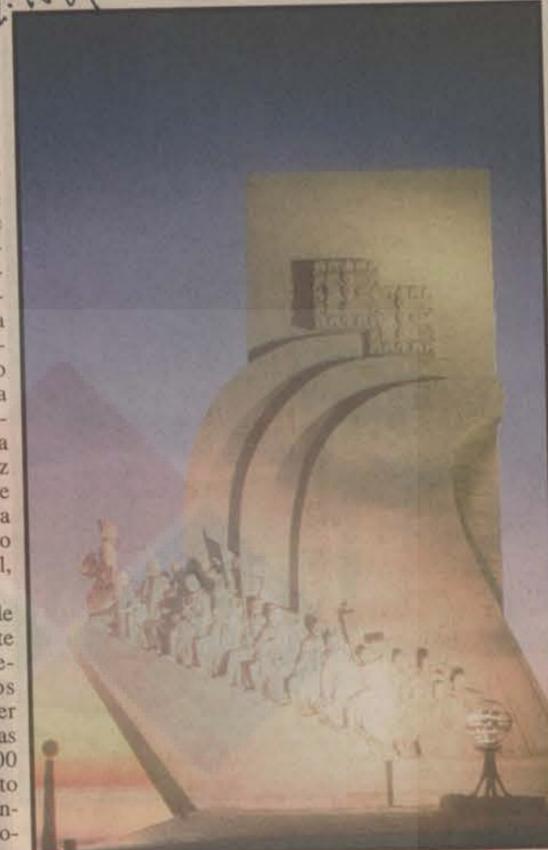
Comemorações incluem a chegada de réplicas de caravelas e naus

Deise Leobet
de Brasília

Em 22 de abril de 2000 terão se passado exatos 500 anos desde que a esquadra de dez naus e três caravelas, comandada pelo navegador português Pedro Álvares Cabral, ancorou na Coroa Vermelha e os navegadores finalmente pisaram o solo da Terra de Santa Cruz. O episódio foi descrito de forma detalhada em carta de Pero Vaz de Caminha ao rei de Portugal. Pela segunda vez em 500 anos, o texto vai ser exibido no Brasil, onde foi redigido.

A exibição da carta de Caminha, que transmite toda a força das experiências vividas pelos descobridores, deve ser um dos pontos altos das comemorações dos 500 anos do Descobrimento do Brasil, que estão sendo preparadas pelo governo federal, estados e entidades privadas. Sua exposição, porém, ainda depende de negociações entre autoridades brasileiras e portuguesas. "Certamente teremos o documento aqui para os festejos do V Centenário do Descobrimento, porque as negociações com Portugal estão bastante adiantadas", diz o embaixador Wladimir Murinho, assessor especial do Ministério da Cultura, que participa da coordenação do programa comemorativo dos 500 anos do Descobrimento.

Algumas das dezenas de atividades e projetos em fase de planejamento para as próximas semanas e meses estão bastante adiantados. É o caso do Projeto Resgate, que pretende identificar documentos do passado colonial brasileiro em arquivos europeus – principalmente em Portugal, Espanha, Holanda França e Itália –, e trazê-los de volta ao País, na forma de CD-ROMs e microfíl-



Padrão dos Descobrimentos, em Lisboa

mes. O projeto está orçado em cerca de R\$ 3,5 milhões.

O trabalho de pesquisa começou em 1995 e até o ano 2000 a meta é resgatar cerca de 500 mil documentos manuscritos sobre o Brasil Colônia, que tratam de uma vasta gama de assuntos da administração colonial. Os temas vão desde estatísticas de povoamento da colônia até descrições do cotidiano dos habitantes, incluindo episódios de intrigas e corrupção.

O esforço inicial do Projeto Resgate está concentrado no Arquivo Histórico Ultramarino, organismo do governo português criado nos anos 30, que reúne em um único arquivo toda a documentação relativa às antigas colônias, principalmente o Brasil.

A inauguração do Museu Aberto do Descobrimento deve ser outro

ponto alto dos festejos. Com uma concepção original, toda a área do museu é na verdade a extensão territorial entre os municípios de Porto Seguro, Cabrália e Prado. Tudo na área – riachos, acidentes geográficos e povoados – constitui o "acervo" do museu.

A partir do próximo ano, a programação histórica vai ser integrada aos festejos que estão sendo preparados para celebrar o aniversário dos 500 do Descobrimento. O Ministério da Cultura, em conjunto com outras entidades públicas e privadas, está organizando uma série de exposições e eventos que terão como ponto de partida as comemorações da criação de Salvador, em 22 de abril de 1999. No reveillon da virada do milênio, os festejos do V Centenário do Descobrimento serão transferidos para o Rio de Janeiro. Simultaneamente, estarão sendo realizadas grandes exposições nos museus brasileiros, com mostras e exposições sobre o Brasil, do Descobrimento até os dias atuais. O Museu Histórico Nacional, por exemplo, vai abrigar uma importante mostra sobre a vida e os feitos do rei de Portugal, D. João VI.

Para o histórico dia 21 de abril do ano 2000, em Brasília, o governo pretende abrir ao público a exibição da carta original de Pero Vaz de Caminha, no Palácio do Itamaraty. Nesse mesmo dia, também será inaugurado o Monumento ao Soldado Desconhecido, no Cruzeiro. Desenhado pelo arquiteto Oscar Niemeyer, o monumento terá uma pira com três torres simbolizando as Forças Armadas Brasileiras.

No dia seguinte, chefes de Estado e delegações estrangeiras, além de políticos e autoridades brasileiras, participam da festa final em Porto Seguro, na Bahia. O ponto alto da cerimônia será a chegada de réplicas das caravelas e das naus portuguesas na Coroa Vermelha, como aconteceu há 500 anos. ■

ndesstaa-
Pondônia
mit Bun-
759.402
zung de-
an halten
folzunter-
auf oder
iedlungs-
Colonisie-
rangezo-

500 ANOS Evento discute livro que traz a visão de pessoas comuns sobre país; depo

Anônimos compõem iden

da Reportagem Local

A partir da pergunta "o que é o Brasil?", jornalista José Arbex Jr. e a historiadora Maria Helena Valente

coletaram depoimentos de 166 brasileiros anônimos e os reuniu em um livro sobre a identidade do país.

"Cinco Séculos de Brasil - Imagens e Visões", da Editora Moderna, reproduz a visão de pessoas comuns sobre o país em que vivem. Os depoimentos exploram as questões da mulher, do negro e da política social brasileira.

O assunto foi tema do debate Brasil 500 anos: Uma Questão de Identidade", que aconteceu no auditório da Folha. Além dos autores, participaram da mesa de debates o geógrafo Milton Santos, professor emérito da USP, e o empresário e bibliófilo José Mindlin.

"Para não perder a identidade das pessoas ouvidas, adotamos a metodologia de história oral. Foi a forma encontrada para conservar a linguagem do orador e sua origem", disse Maria Helena.

As pessoas escolhidas para compor o livro são as mais variadas. Foram selecionadas em 17 Estados brasileiros, têm entre 7 e 70 anos e, em exceção, são desconhecidas ao público. "O interessante é que os depoimentos não se esgotam neles mesmos. O que fizemos foi

FOLHA DE S.PAULO
500 Anos
Evento discute livro que traz a visão de pessoas comuns sobre país; depoimentos de 166 brasileiros anônimos compõem identidade do país

ouvir as pessoas, sem interferir em seus pensamentos. Uma das surpresas foi conferir como, cada um de sua maneira, traduz os acontecimentos", afirmou Arbex Jr.

A idéia de reunir os depoimentos, segundo Arbex Jr., partiu do projeto inicial de escrever um livro sobre os 500 anos de descobrimento do Brasil. "Na tentativa de traduzir a visão do cidadão sobre o país, chegamos à conclusão de que seria melhor dar voz as pessoas comuns, para que falassem sobre as questões que as afetam."

Para Milton Santos, além da vantagem de ter uma trama forte, o livro "faz pensar". "A grande vantagem do livro é buscar a identidade do povo comum, indagar o que os brasileiros pensam, sem se prender a uma linguagem oficial", disse. De acordo com o geógrafo, a literatura brasileira carece de informações sobre a atual situação do negro no país.

"As pessoas falam de escravidão, mas se esquecem de que ninguém mais chora por escravos. Os negros enfrentam hoje outros problemas, como a discriminação", afirmou Milton Santos.

Segundo Mindlin, o livro permite a redescoberta do Brasil pelos olhos de cidadãos anônimos e tem a vantagem de não se perder em discursos ufanistas. "Ninguém pára para perguntar o que o homem comum pensa dos problemas sociais ou do Brasil. Essa é uma boa oportunidade para refletir." (LILIAN CRISTOFOLETTI)



Milton Santos, José Mindlin, Jaime Spitzcovsky, José Arbex Jr.



imentos tratam da questão da mulher e do negro

Identidade do Brasil

Adriana Zehbrauskas - 01.dez.98/Folha Imagem

Die Glimmer-
Die Klasse der
meisten der ge
Klasse der Silli
Bei allen Silli
Silicium im In
eingenommen
Auf Grund der
a) Silikate, be
Granat, An

É cada vez mais árduo o trabalho do intelectual que tenta se manter, ao mesmo tempo, íntegro e público

MILTON SANTOS
especial para a Folha

Qual o papel do intelectual nessa encruzilhada turbulenta da história? Pode ele contribuir, pela reflexão, ao aperfeiçoamento da vida democrática e das instituições? Cabe fazer tais perguntas no Brasil deste fim de século, onde, aparentemente, homens de estudo se instalaram no poder?

O antigo debate sobre o papel social dos intelectuais, mais vivo em países como a França, mais débil noutros como os Estados Unidos, onde a filosofia dominante do pragmatismo constitui por si mesma uma dificuldade, merece ganhar nova força com a emergência do fenômeno da globalização. Diante do papel político das empresas e do mercado global, frequentemente mais ativos que os Estados e os partidos na formação da opinião, as massas atônitas reclamam explicações mais consistentes. Estarão os intelectuais preparados e dispostos ao enfrentamento dessa tarefa?

A questão essencial é que a centralidade do trabalho dito intelectual tem, hoje, como eixo a técnica e o mercado, ambos planetários, pois constituem os eixos centrais da própria globalização. Enquanto a velha oposição entre trabalho manual e trabalho intelectual se torna insuficiente, a tecnociência acaba por obter um comando excessivo nas tarefas de elaboração das idéias. Pede-se, agora, aos homens do saber a elaboração das soluções mercantis e o respectivo

discurso, a ser utilizado pelos governos e empresas. Não é essa a cantilena dos Ministérios da Educação e da Ciência?

Desse modo, levantam-se graves riscos às atividades de pensar, graças, sobretudo, às armadilhas da instrumentalização. Esta é cada vez mais presente, crescentemente exercida pelo mercado; mas, também, pela reclamada busca de sucesso; pela substituição do modo, isto é, a busca incessante da verdade, pela moda, com a qual a notoriedade é garantida à custa da inteireza; e até mesmo por toda sorte de ativismos, isto é, partidismos, militanismos, unilateralismos e sloganismos, caminhos de facilidade que atropelam a possibilidade de um pensamento livre.

Para completar, provisoriamente, essa lista, lembremos que a institucionalização crescente da vida universitária acaba por forjar uma teia, cada dia mais sólida e visível, em que o trabalho rasteiro é deixado a alguns assessores, que recrutam subserviências no baixo e médio clero, editando medidas ditas saneadoras da administração e das finanças, cujo resultado final é a limitação à liberdade de pensar e do dizer, enquanto, espertamente, autoridades superiores cada vez mais comprometidas com os meios e mais descompromissadas com as finalidades da educação inundam o mercado com discursos eloquentes, mas vazios.

Esses riscos, que já se vinham delineando havia algum tempo, agravaram-se com a globalização, momento da história que consagra o



"Jay Chiat: Insight" (detalhe), tra

reino do efêmero e abre espaço, tornado excessivo, às demandas de um saber prático em detrimento do saber filosófico, daí a confusão cada vez maior entre ser letrado e ser intelectual. Nas condições atuais, quando, no dizer de Ramsey Clark, pensamos com um revólver apontado contra nossa cabeça, o exercício das idéias genuínas pode até parecer uma inutilidade. Tudo conspira para a primazia do pensamento calculante, a começar pelas próprias dificuldades de difusão de idéias fundamentais.

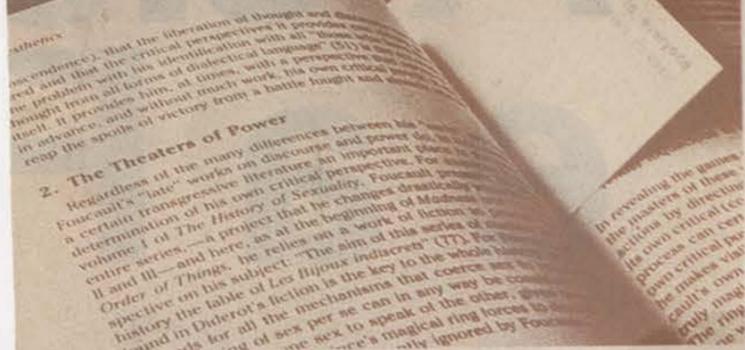
Para isso, aliás, contribui uma in-

20-6-99 F

FOLHA DE PAULO

brasil 500 d.c.

A vontade de



Trabalho do artista plástico Philippe Thomas, realizado em 1989

dústria editorial cada vez mais inclinada à busca do lucro, em detrimento da qualidade das obras e ao elogio da banalidade, com a fabricação de best sellers de retorno garantido e, também, com a síndrome do "show business" que agora acompanha as atividades propriamente intelectuais, ameaçando-as de prostituição desde a origem. São, também, cada vez mais frequentes as manifestações organizadas como grandes promoções e nas quais é difícil às estrelas escapar à condição de um produto oferecido, uma marca, uma grife, cuja presença apenas legitima a oca-

sião. Hoje, a moda cruel no marketing de idéias é dar a palavra a um oponente, a pretexto de democratizar o debate, enquanto o grosso da tropa fala de outra coisa, isto é, do que realmente conta.

Nessas condições, o intelectual trabalha sobre o fio da navalha, já que aos jovens se torna difícil ser autêntico, e os intelectuais estabelecidos, frequentemente atraídos por prementes solicitações para aparecer, estão sob a mesma ameaça.

É normal que os produtores de idéias aspirem a que o seu trabalho seja conhecido: é a forma pela qual

podem, ao mesmo tempo, influenciar a evolução da sociedade e obter aquele reconhecimento indispensável à continuação da sua tarefa. O perigo é que o mundo do marketing, sob diferentes disfarces, e a vontade, escancarada ou secreta, de ser um intelectual "bem-sucedido" levem à confusão entre o exercício do papel de intelectual e o mero desempenho como um ator de vaudeville.

O intelectual público tem como ponto de partida uma vontade de abrangência, uma filosofia certamente banal, mas solidamente ancorada nos fatos e na reflexão, que permite encontrar, ao mesmo tempo, as idéias, abertas a um público maior, e as respectivas palavras: simples, precisas, inteligíveis. Daí seu papel pedagógico e, às vezes, profético. As metáforas não serão um artifício mercadológico, mas o resultado de uma pesquisa frequentemente longa, tanto das idéias como do discurso que as exprime. Cabe, todavia, na busca das palavras justas e do discurso acessível, fugir ao escorregão nas banalidades e chavões, isto é, escapar ao panfleto. É, talvez, esse o limite à ação do intelectual público, uma fronteira de reconhecimento difícil, inclusive porque é difícil avaliar a priori o jogo de influências entre um autor e o seu público. Cabe, mesmo, indagar sobre o que é esse público e como ele é conduzido, a partir da própria forma de sua convocação.

As cascas de banana no caminho daqueles que se querem manter, ao mesmo tempo, intelectuais íntegros e intelectuais públicos são numerosas, obrigando a um permanente estado de alerta para obedecer, ao mesmo tempo, ao imperativo da crítica da história e ao da sua própria autocrítica, como seu intérprete.

Milton Santos é geógrafo, professor emérito da Faculdade de Filosofia, Letras e Ciências Humanas da USP, autor de "Pensando o Espaço do Homem" (editora Hucitec); ele escreve mensalmente na seção "Brasil 500 d.C.", da Folha.

domingo, 20 de junho de 1999 mais! 5 ■ 3

abrangência

Reprodução

Geléia geral

Espalhados pelo país, os Centros de Tradições Gaúchas reinventam as políticas de identidade

HERMANO VIANNA
especial para a Folha

Há muitas estradas, todas de terra e não exatamente bem conservadas, que podem ser bravamente percorridas por quem quiser conhecer a região dos chapadões e rios que atuam como uma espécie de "atrator estranho" geográfico, "o meio do mundo", na narrativa de "Grande Sertão: Veredas". O viajante pode começar sua aventura em Januária, nas margens do rio São Francisco, quase fronteira entre Minas Gerais e Bahia. De lá, aconselho dois trajetos. O primeiro passa pelas cidades de São Francisco, São Romão e depois por Arinos e Buritis, quase sempre margeando ou o Velho Chico ou o Urucuia, aquele que para Riobaldo é o "rio meu de amor", "rio de braveza", de águas "claras certas".

O segundo trajeto tem relevo mais acidentado: logo na saída de Januária, passa pelas cachoeiras do rio Pandeiros; vai direto para serra das Araras, "aonde tudo que era bandido em folga se escondia"; e, antes de corrigir o rumo na direção de Arinos, cruza mais uma chapada, talvez a mais inesquecível de todas elas, cuja paisagem não foi descrita nem por Riobaldo nem por nenhuma outra personagem de Guimarães Rosa.

A travessia das chapadas é quase sempre monótona. O emocionante, o pitoresco são suas beiras,

quando o viajante sobe ou desce. Lá em cima, a reta domina, se perdendo no horizonte. Mas naquela chapada pós-serra das Araras não há nem a vegetação contorcionista do cerrado para distração. O que se vê quando se atinge seu topo, sem nenhum aviso, sem nenhuma preparação emocional, é uma imensa plantação de soja, de perder de vista, de ofuscar os olhos, como se todo o mundo tivesse se transformado num deserto verde ou em semelhante inferno ecológico. Um "Liso do Sussuarão" às avessas.

A surpresa não termina por aí. Depois de dezenas de quilômetros naquela "nonada" total, quando os olhos do viajante conseguem se acostumar com o verde apocalíptico da paisagem, é possível identificar cabeças louras no meio da soja. Demora um pouco, mas logo aparecem também crianças louras brincando na beira da estrada, e em breve tempo se chega à Vila dos Gaúchos, lugarejo ignorado pelo mapa do IBGE, o último publicado em escala 1:1.000.000. Qual seria a reação de Riobaldo ao se deparar com essa gente? Ainda pensaria estar no sertão?

O sertão está em toda parte. Os gaúchos também estão em toda parte: em Roraima, em Rondônia, no Ceará, em São Paulo. Eles arrumam um jeito de permanecer gaúchos, tomando chimarrão, mantendo sua "tradição", em qualquer lugar, mesmo no meio do mundo

do Urucuia, a 5 km do posto do Ibama que assinala o início do Parque Nacional Grande Sertão: Veredas. Os gaúchos inventaram uma rede de CTGs, ou Centros de Tradições Gaúchas, como máquina poderosa para a replicação de seu código "tradicionalista" e seu peculiar "modo de vida". Não há nada parecido, nem tão eficaz, em outros movimentos culturais brasileiros. Não há, por exemplo, um CTC, Centro de Tradições Cariocas, ou Cearenses.

Imagine um baile "tradicionalista" em Jequié, terra de Waly Salomão, com todas as meninas vestidas de baianas e os meninos de capoeiristas. Imagine um forró nordestino no Acre, em que só se pudesse dançar com chapéu de couro. Pois no CTG de Boa Vista, a maior associação civil de Roraima, ou em qualquer outro dos 2.000 CTGs registrados em território nacional (1.500 no Rio Grande do Sul), os homens compõem as festas de bombachas e as crianças têm aulas de rancheira, maçonico ou chimarrita, seguindo os passos exatos descritos no "Manual de Danças Gaúchas", editado em 1955 por Paixão Côrtes e Barbosa Lessa, dois tradicionalistas pioneiros, fundadores em 1948 do primeiro CTG, o famoso "35".

Tanta empolgação por determinado estilo de vida e festa acaba chamando a atenção das comunidades de não-gaúchos que vivem nos arredores do lugar onde foi implantado um novo CTG, seja ele no sertão de Guimarães Rosa ou no sertão de Graciliano Ramos. Como a Carta do Movimento Tradicionalista Gaúcho (MTG), documento que tenta regulamentar as ações dos CTGs, não define precisamente quem é gaúcho, então, em princípio, qualquer pessoa pode se associar a um CTG e reivindicar sua identidade de gaúcho. Em

brasileira

Eines der berühmtesten Worte von Blaise Pascal lautet: "Der Mensch übersteigt um ein Unendliches den Menschen."

muitas cidades brasileiras, para muitos jovens, ser gaúcho se tornou uma "opção identitária" tão válida, tão "reconfortante" e tão divertida (até porque, naqueles "meios de mundo", os CTGs organizam as melhores festas) quanto ser punk ou ser surfista.

A situação pode se tornar auspiciosamente confusa. Em São Mateus, cidade "polonesa" do Paraná, jovens totalmente pilchados (isto é, vestidos com os trajes tradicionalistas), no intervalo de um show de nativismo pop da banda Tchê Guri, ficaram espantados por eu ainda pensar que para ser gaúcho é preciso ter nascido no Rio Grande do Sul ou, "pelo menos" (eu suplicava, para salvar minha "caretice" classificatória), ser descendente de imigrantes vindos do Rio Grande do Sul.

Para me confundir mais ainda, outros gaúchos, estes de Porto Alegre, em pleno "35", me contaram orgulhosos que a menina que foi eleita a prenda (mulher em gaúchos) mais bonita num dos últimos concursos desse tipo promovidos pela Confederação Brasileira de Tradições Gaúchas (CBTG) é uma morena maranhense, filha de maranhenses, associada a um CTG de Brasília, que nunca tinha posto os pés no Rio Grande do Sul, apesar de ter respondido acertadamente a todas as perguntas sobre a história desse Estado, etapa obrigatória da eleição.

Com tantos casos como esses, os CTGs se tornaram locais privilegiados para observar os mecanismos daquilo que um dia Eric Hobsbawm denominou, com uma eficácia mimética invejável, a "invenção das tradições", e os problemas que todas as invenções desse tipo acarretam. O difícil não é apenas saber quem é ou pode ser gaúcho, mas também, identificando o gaúcho, definir o que vem a ser sua

tradição ou o que torna um gaúcho diferente dos não-gaúchos, ou ainda o que faz um gaúcho para ser gaúcho. O gaúcho dança danças gaúchas e assim por diante? Mas quem determina o que há de gaúcho numa roupa, numa dança? Quem diz o que é gaúcho e o que não é? A carta do MTG? Os manuais de Paixão Côrtes?

Um debate fascinante, travado no âmbito dos extremamente populares concursos de dança entre CTGs, mostra como, no interior do tradicionalismo, há várias definições contrastantes sobre o que é pureza e autenticidade em termos de costumes gaúchos. O próprio Paixão Côrtes combate, ao mesmo tempo, a "falsa arte nativa" ("há muita gente brincando de fazer tradição") e a "mesmice" criadas, muitas vezes, por "aqueles que atribuem ao livro 'Manual de Danças Gaúchas' a função representativa de uma Bíblia sobre nossos temas coreográficos".

Com a autoridade de quem fundou o primeiro CTG, falando em nome da "ciência folclórica", ele condena os trajes "erroneamente seriados" dos grupos de dança (cada CTG costuma, ou costumava, mandar fazer trajes iguais, uniformizados, para todos seus dançarinos) e pede uma dança que não seja "uma ação matemática, mecanizada, robotizada". Em outras palavras: "Preservar a tradição não significa só ficar nos mesmíssimos fatos de restringidas informações do passado". Paixão Côrtes, o defensor da autenticidade, quer renovação!

Essa intervenção só aparentemente paradoxal deixou os grupos de dança gaúcha apavorados e tontos. Afinal, estavam seguindo regulamentos de concursos. Agora há visões diferentes na interpretação desses regulamentos, sobre

qual é a maneira certa de dançar, sobre qual é o autêntico traje gaúcho. Como agradar a todos os lados e não perder pontos?

A questão da renovação também virou pauta do Congresso Tradicionalista de 1998, em que foi aprovada por unanimidade uma proposta que alterava os trajes dos peões e prendas. Mudanças lentas: um pequeno decote foi permitido para as prendas. Mas os homens ainda não podem usar manga curta.

O debate revela impasses e dúvidas de qualquer tipo de tradição. A conquista da autenticidade não é a descoberta de uma pureza perdida num remoto início da História. Parodiando Cazusa: nossa autenticidade a gente inventa, às vezes pra se distrair, às vezes pra guerrear. É bom que os CTGs discutam em público essas questões. É bom saber que os gaúchos podem mudar seu traje autêntico. É bom saber que eu posso ser gaúcho, se quiser. Pois eu não posso escolher ser sérvio. Nem posso escolher "pertencer" à etnia albanesa. Pena.

A autenticidade muda porque as pessoas mudam. Os CTGs parecem estar inventando uma outra política da identidade. Uma política que, para dar certo, deve partir de uma visão da natureza humana que leva em conta o que um dia, perto da futura Vila dos Gaúchos, disse Riobaldo: "Mire, veja: o mais importante e bonito, do mundo, é isto: que as pessoas não estão sempre iguais, ainda não foram terminadas mas que elas vão sempre mudando. Afinam ou desafinam. Verdade maior. É o que a vida me ensinou. Isso que me alegra, montão".

Hermano Vianna é antropólogo, autor de "O Mundo Funk Carioca" e "O Mistério do Samba" (Jorge Zahar Editor). Ele escreve mensalmente na seção "Brasil 500 d.C.", da Folha.

Utilizado no início da colonização, o caravelão foi substituído pela sumaca, de origem holandesa

IVALDO CABRAL DE MELLO
especial para a Folha

No primeiro século de colonização, as comunicações marítimas entre pontos do litoral brasileiro dependeram de uma improvisação, o emprego dum tipo de barco, o caravelão, concebido não para a cabotagem, mas para a ligação, em alto-mar, entre os navios de uma frota. O aumentativo não deve desorientar o leitor. O caravelão não era uma caravela grande, mas sua miniaturização. Graças a ele, esboçou-se na nossa costa uma incipiente diferenciação, que já se consegue discernir na obra de Gabriel Soares de Souza, que distingue os portos apenas acessíveis ao que designa por "navios da costa" ou "caravelões da costa", expressão que utiliza sinonimicamente, e os portos abordáveis pelas embarcações que faziam a navegação com o Reino, os "navios de honesto porte", os barcos de "mais de 200 tonéis" ou mesmo de "cem tonéis" ou entre "cem tonéis até 200".

No caso do caravelão, a especialização foi antes espacial do que funcional. Ainda insuficiente para gerar um tráfego importante, a cabotagem podia utilizar os serviços de um tipo de embarcação criado para atender a outras necessidades. As tarefas marítimas não eram apenas as prosaicas ou rotineiras de transporte de mercadorias, mas, sobretudo, as militares, oficiais, de povoamento e conquista; e a todas elas o caravelão se prestava imparcialmente.

Mas não foi apenas essa fatigante versatilidade que tendia a desencorajar o aparecimento de um barco exclusivamente voltado para as

brasil 500 d.c.

O domínio

fainas da cabotagem. Ademais da concorrência que a caravela lhe podia eventualmente oferecer nos percursos litorâneos mais longos, como a navegação da costa leste-oeste, o caravelão sofria a concorrência dos seus congêneres que, viajando do Reino de conserva com as frotas, eram despachados aos pequenos portos para recolher-lhes a carga, regressando para a jornada a Portugal. Por conseguinte, o primeiro século de colonização foi de domínio dos caravelões. As "barcas" ("barcken") citadas nos relatórios holandeses eram desse tipo, pois, como observou Carlos Francisco Moura, eles não dispuseram de palavra com que distingui-las das caravelas. Ora, a expressão desesperadamente vaga de "barcas" era também aplicada às suas próprias embarcações de pequeno ou de médio porte.

A partir da ocupação holandesa, caiu um silêncio definitivo sobre os caravelões da costa; nas fontes luso-brasileiras, só aqui e ali aparece algum retardatário. Os anos de guerra naval haviam-lhes sido fatais. Tão exposta e vulnerável quanto a navegação oceânica, a cabotagem foi decimada pelo corso neerlandês. Ademais, nas condições da guerra, a própria caravela atendia melhor à dispersão geográfica dos pequenos portos, de onde os luso-brasileiros procuravam, a duras penas, manter suas comunicações com o Reino, permitindo-lhes integrar os percursos costeiro e oceânico, dispensando as operações de baldeação da carga, sempre arriscadas diante da vigilância dos iates e chalupas inimigas.

Quando a navegação de cabota-



"Navio Fundeado ao Largo da Costa"

gem renasceu no governo de Nassau, o caravelão foi abandonado em favor de uma embarcação de origem holandesa, a "smak", logo aportuguesada em "esmaca" e, depois, em "sumaca". Aporte da civilização material dos conquistadores do Nordeste, onde se instalará durante 200 anos, a sumaca predominará no tráfego costeiro da região, para daí ganhar todo o litoral brasileiro. De Pernambuco, ela ganhou a costa leste-oeste no trajeto entre o Ceará e o Maranhão; e os percursos da Bahia às capitânicas de baixo. Um documento setecentista afirma que o tráfego marítimo entre o Rio e Santos já era feito "em sumacas e outras embarcações semelhantes", linha, aliás, lucrativa, pois transportava anualmente 10 mil pessoas e rendia 40 contos de frete. Do Recife e da Bahia, graças ao tráfico negreiro, a sumaca alcançou a costa ocidental da África,

dos mares



Brasileira" (1640), de Bonaventura Peeters

se é que os holandeses já não a haviam levado originalmente para lá.

Ocorreu que, ao cabo de dois séculos nas nossas águas, perdeu-se a memória da sua origem holandesa. O almirante francês barão de Roussin, que realizou sua expedição hidrográfica ao Brasil de 1819 a 1820, mencionou-a, sem aludir à procedência, pela expressão inglesa "smack", a despeito de a língua francesa já conhecer a voz "sémaque". Segundo Roussin, tratava-se de embarcação muito encontrada no litoral brasileiro. Um historiador da cabotagem nas ilhas britânicas, Robert Simper, observou ser a sumaca a grande esquecida dos tempos da navegação à vela. Algo semelhante ocorreu entre nós, com a agravante de que o seu desaparecimento, em meados do século 19, verificou-se antes que a fotografia lhe houvesse captado o perfil, como o fez na costa da Escócia,

onde capitulou tardiamente aos concorrentes, embora De Bret o fixasse precisamente na gravura que dedicou a Olinda, onde, aliás, não esteve, razão pela qual exagerou a altura das suas colinas.

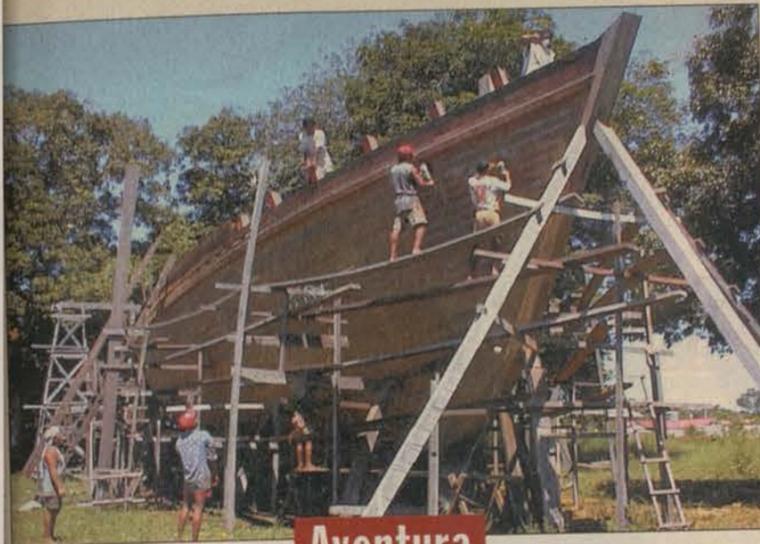
A sumaca, que se espalhou por quase todo o norte da Europa, do Báltico ao Cantábrio, originara-se no litoral dos Países Baixos, em razão de cujas características físicas de pouca profundidade e extensa rede hidrográfica fora construída com vistas a integrar a navegação marítima e a fluvial. A sumaca inscreveu-se na mesma tradição da arquitetura naval holandesa que produziu a "fluyt" ou o "koff", barcos de fundo chato e grande capacidade de carga, exigências comerciais a que sacrificavam a elegância do casco, a rapidez e a manobrabilidade. As sumacas operavam especialmente no tráfego entre os Países Baixos, de um lado, e Antuér-

Reprodução

pia e os portos flamengos, de outro, servindo também na carga e descarga dos grandes navios. Um dicionário de marinha de meados do século 18 distinguia o "smakschip", em flamengo "wydtschip", ou embarcação larga; e o "smalschip", ou embarcação estreita, diferença apenas de largura, a construção e a armação sendo idênticas. A distinção nascera de circunstância local, o "smalschip" sendo suficientemente estreito para singrar através das comportas de Gouda, ou Terгонde, na Holanda, ao passo que o "smakschip", mais largo, não podia utilizá-las, vendo-se na contingência de navegar por fora das muralhas urbanas, através de outra comporta.

Da Holanda, a "smak" emigrou para a costa oriental da Inglaterra e da Escócia, cujas relações marítimas com os Países Baixos foram sempre estreitas; e dali para a costa ocidental, em torno do Firth of Clyde, onde a população se adaptava, como no litoral neerlandês, ao longo de uma rica rede hidroviária de rios, camboas e braços de mar. Sua grafia foi anglicizada em "smack". Na Grã-Bretanha, ela prestou-se a uma série de usos, desde a pesca e o transporte de carvão até a condução de passageiros. Foi, aliás, na região do Clyde que as sumacas resistiram mais demoradamente à concorrência da navegação a vapor. Por volta de 1920 ainda existiam naquelas paragens, embora já tivessem sido substituídas, no resto do litoral escocês, pelos "puffers", os pequenos barcos a vapor. Nos portos do norte da Alemanha elas também sobreviveram no decurso de oitocentos, como indica uma bela gravura da coleção do Musée de la Marine (Paris). Do seu papel na cabotagem européia, basta dizer que mereceu a honra de reprodução na célebre "Encyclopédie".

Evaldo Cabral de Mello é historiador e diplomata aposentado. É autor, entre outros, de "Rubro Velo", "Olinda Restaurada" e "O Negócio do Brasil - Portugal, os Países Baixos e o Nordeste, 1641-1669" (Topbooks). Ele escreve mensalmente na seção "Brasil 500 d.C.", da Folha.



Aventura

Todos ao mar

Regata dos 500 anos do Brasil terá réplicas de caravelas históricas com ar condicionado

Há de tudo no calendário das comemorações dos 500 anos do Descobrimento do Brasil: exposições em museus, lançamentos de livros, conferências e seminários, festas em diferentes cidades brasileiras e portuguesas. Nada, porém, se compara ao que vai acontecer no mar. Uma regata com mais de cinquenta embarcações sairá de Lisboa em março do ano que vem para chegar a Porto Seguro, na Bahia, no dia 19 de abril. Dali, junto com outros 100 barcos, vai rumar para Santa Cruz Cabralia, onde, no dia 22 de abril, os marinheiros pisarão nas areias do litoral brasileiro, recordando a chegada de Pedro Álvares Cabral. "Será uma viagem extremamente prazerosa, com boas doses de aventura e emoção", prevê o iatista Lars Graef, que terá Amyr Klink como companheiro de bordo. O catamarã *Adrenalina Pura*, dos dois famosos navegadores, é um dos favoritos para vencer a regata, mas não deve ser o que chamará mais a atenção. As grandes estrelas serão as imponentes caravelas copiadas dos modelos que singravam os mares no início do século XVI.

Em Portugal, a caravela *Boa Esperança* já está pronta

e está sendo terminada a *Vera Cruz*. Ambas são réplicas da que o explorador Bartolomeu Dias comandou ao cruzar o Cabo da Boa Esperança, em 1488. Na Base Naval de Aratu, em Salvador, artesãos e engenheiros navais estão montando, peça por peça, a *Nau Capitânia*, uma cópia da embarcação que trouxe Cabral ao Brasil. "É como estar dentro de um livro de História", afirma Sérgio Lira de Aguiar, coordenador do Instituto Memorabilia, responsável pelo projeto. Na aparência, essas embarcações são idênticas às dos portugueses e espanhóis daquela época.

Réplica da nau de Cabral sendo montada em Salvador: computador



FERNANDO VIVAS



O Tocorimé, feito artesanalmente em Santarém, e sua maquete: sem motor, como na época de Cabral

JANDUARI SIMÕES

Mas é só na aparência. Elas têm computadores de bordo, sistema de navegação por satélite, acesso à internet, camarotes com ar condicionado e motores potentes, para a eventualidade de muita calmaria em alto-mar.

Nau perdida — Em Santarém, no Pará, três holandeses e um canadense filho de dinamarqueses se juntaram para montar um enorme veleiro com desenho arquitetônico do século XVIII, o *Tocorimé Pamatajari*. Perfeccionistas, decidiram fazer tudo artesanalmente, sem o uso de equipamentos modernos. Toda a estrutura do *Tocorimé* foi erguida com cordas e alavancas e feita com a madeira amazônica itaúba-preta. A travessia Lisboa—Porto Seguro será como a de Cabral, tendo apenas o vento de força propulsora. Deve ser a única embarcação a enfrentar esse desafio. A *Nau Capitânia* tem motor e deve participar só da parte brasileira das comemorações, pois não estará pronta até março. "Nosso barco é mais moderno e rápido que a nau de Cabral", diz o canadense Markus Lehmann, um dos idealizadores do *Tocorimé*. "Se ele conseguiu chegar, também conseguiremos." O descobridor do Brasil levou 44 dias para atravessar o Atlântico e perdeu uma nau e vários homens no percurso. O *Tocorimé* pretende refazer o trajeto em um mês, sem baixas. ■

Klester Cavalcanti, de Santarém
veja 30 de junho, 1999 71

Polêmica com Mendonça Fortalece Malan

Acredite se puder Faxina mostra que no Ministério da Agricultura acontecem coisas além da imaginação

O debate sobre o desenvolvimento

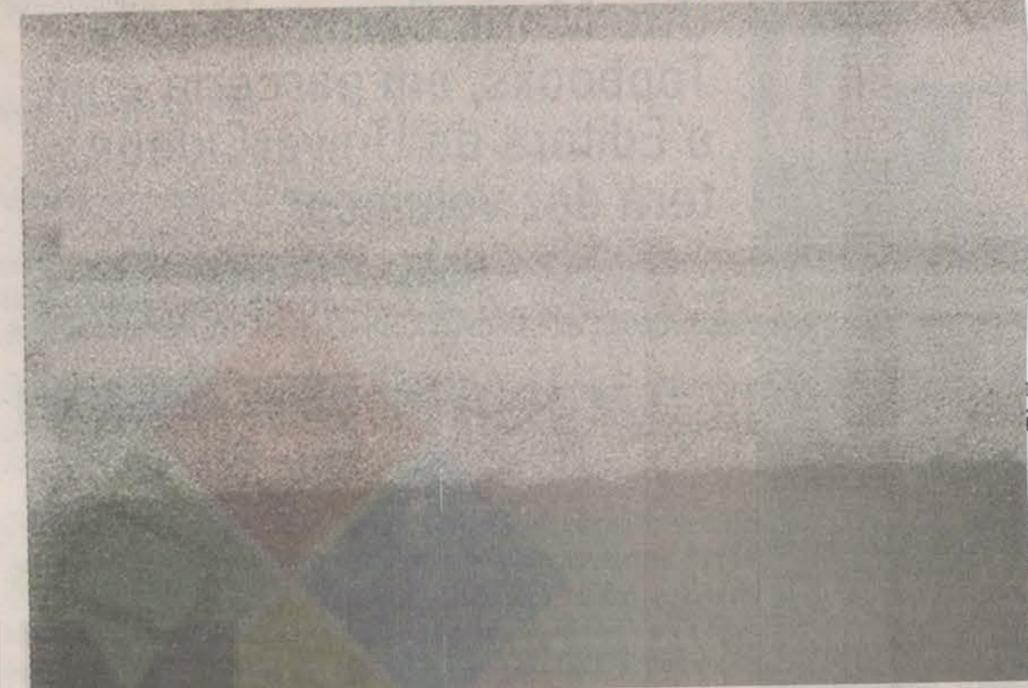
a semana passada, depois que o

brasil 500 d.c.

001

4-7-99

Inst
Ma



"Elegia", foto realizada em 1902 pelo alemão Heinrich Wilhelm Müller (1859-1933)

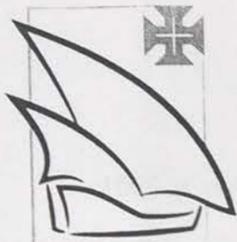
A morte,

uma vida

Instituto Martius-Staden, Ciências, Letras e Intercâmbio Cultural Brasileiro-Alemão

Entidade de Utilidade Pública Federal, Estadual e Municipal

Mantido pela Fundação Visconde de Porto Seguro



Instituto
Martius-Staden

Ref.: Anuário 2000

São Paulo, janeiro de 2001

Irrompendo do futuro, a morte esculpe um indivíduo irrepetível

BENTO PRADO JR.
especial para a Folha

"Entre sa vie et sa mort, il y a un moment qui n'est plus que celui d' 'une' vie jouant avec la mort." (1)

Gilles Deleuze

Cada uma à sua maneira, a história das mentalidades e a psiquiatria tentam circunscrever e analisar a estrutura da subjetividade ou o laço de si a outrem, a comunicação entre a vida e a morte. Penso aqui em dois livros, "O Homem Diante da Morte" (vols. 1 e 2), de Philippe Ariès (Francisco Alves, 1983), e "O Tempo Vivido", de Eugène Minkowski (tradução mexicana, FCE, 1973). Um historiador, mas guiado nesse livro pelo ensaio de um filósofo ("La Mort", de W. Jankélévitch), e um psiquiatra, desde sempre inspirado pela filosofia, Husserl, mas sobretudo Bergson. Penso, ainda, no último escrito de Deleuze, também bergsoniano.

O primeiro consagrou-se a esse tema depois de escrever uma monumental arqueologia da infância no mundo moderno, descrevendo a nova grade das "idades da vida" instaurada pela burguesia, que in-

terrompe a integração e a circulação imediata da criança no mundo social, sequestrando-a no espaço fechado da escola e da família conjugal, cancelando o modelo arcaico do "aprendizado" dominante na Idade Média, tanto entre nobres como entre artesãos. Início, digamos, de um longo processo de privatização da vida social e de "psicologização", digamos, da existência.

É o mesmo processo que é agora descrito com toda a riqueza de enorme erudição histórica na transformação da relação vivida com a morte; não pertenceria a hora da morte à grade das idades da vida (como veremos adiante, é bem esse o problema, em epígrafe assinalado, que nos interessa)? Aqui também a mutação essencial é a que dá lugar a um eclipse do público pelo privado.

A morte arcaica (de longuíssima duração: Antiguidade, Idade Média até o séc. 19) ou a "bela morte" é uma morte antecipada ou "domada", reconhecida, ritualizada, culminando em cena perfeitamente pública: trata-se de despedir-se deste mundo, preparar-se para outro, edificar, destinar seus bens, receber a extrema-unção etc. O melhor exemplo em nossa língua (a

acrescentar aos textos escolhidos por Ariès) é sem dúvida a belíssima página do padre Bernardes: "Destemor da morte. Estando em artigo de morte um padre antigo do famoso deserto de Scithis, os outros monges rodeando-lhe a pobre cama ou esteira em que jazia, choravam amargamente. Neste ponto abriu os olhos, e sorriu-se; dali a pouco tempo tornou a rir, e depois de outro breve intervalo, terceira vez deu a mesma mostra de alegria. Causou isto nos circunstantes não pequeno reparo, por ser austera a pessoa, e formidável a hora. Perguntaram a causa, e respondeu-lhes: 'A primeira vez me ri, porque vós outros temeis a morte; a segunda, porque, temendo-a, não estais aparelhados; a terceira, porque já lá vai o trabalho, e vou para o descanso'. Tornou então a cerrar os olhos, e destacou-se seu espírito".

No fim do século 19 algo muda, que culminará, no século seguinte, no que Ariès chama de "a morte americana" ou asséptica e hospitalar. É na Rússia arcaica de Tolstói (onde os mujiques continuam a morrer segundo os padrões eternos fixados desde o Egito) que vai aparecer a primeira fulguração na nova figura da morte. Trata-se da morte de Ivan Illich, que lhe é escondida por parentes e médico e que ele descobre por acaso (ouve seu irmão dizer à mulher: "Você não vê que ele está morto?"). O moribundo vê doravante sua morte sonhada por outrem, ele deve ser poupado desse saber. A medicalização da morte (Ivan Illich não pensa na morte, mas no seu

OLHA DE S. PAULO

500
O d.c.

domingo, 11 de julho de 1999 mais! 5 ■

Marilena Chaui é professora no departamento de filosofia da USP, autora de "Cultura e Democracia" (Ed. Cortez) e "A Nervura do Real" (Companhia das Letras), entre outros. Ela escreve regularmente na seção "Brasil 500 d.C.", da Folha.

Universidade em liquidação

MARILENA CHAUI
especial para a Folha

Volta à baila uma afirmação que, vira-e-mexe, reaparece na cena política: a da universidade pública paga como "uma questão de justiça social". A novidade, agora, está em considerar-se que tal medida já não corre o risco de impopularidade junto à opinião pública porque a sociedade brasileira, de um lado, teria absorvido a idéia de que o mercado é a "última ratio" da realidade e, de outro, será sempre favorável a medidas governamentais que, dizem alguns, tratam de "beneficiar maiorias em detrimento de minorias", mesmo que essas esperneiem com a perda de privilégios.

Essa cantilena populista não é nova. Foi entoada nos anos 70 e 80 com o refrão "os ricos devem pagar pelos pobres". Curiosamente, porém, não a ouvimos quando o governo despejou bilhões para beneficiar bancos e banqueiros, os quais, até prova em contrário, não parecem constituir exatamente a camada dos pobres. Também não a ouvimos nos processos de privatização da saúde e seus planos escorchantes. Nem quando se trata de definir as concessões para as telecomunicações. Por alguma razão insólita, volta e meia, no país dos 10 milhões de desempregados a idéia

A idéia de que os ricos devam pagar pelos pobres impossibilita a instituição de justiça social no país

de começar a justiça social pela cobrança do ensino universitário público parece incendiar corações e mentes. Mais surpreendente ainda é a aparente recepção positiva dessa idéia num país que não consegue acertar a declaração do Imposto de Renda nem taxar as grandes fortunas e que, portanto, não tem como saber legalmente quem são os ricos.

O entusiasmo populista é tão grande que não se deixa afetar por esse argumento, nem mesmo por argumentos econômicos comparativos que mostram que nos países metropolitanos o investimento público no ensino superior é elevado (chega a ser a única fonte de financiamento, em alguns países europeus, que também praticam o sistema de bolsas para estudantes de graduação; e é fonte majoritária dos recursos investidos nas pesquisas de ponta, nos Estados Unidos).

erscheinungen

Instituto Martius-Staden, Ciências, Letras e Intercâmbio Cultural Brasileiro-Alemão

Entidade de Utilidade Pública Federal, Estadual e Municipal

Mantido pela Fundação Visconde de Porto Seguro

Qual o logro do primeiro argumento? Escamotear o principal, isto é, a devastação a que foi submetida a escola pública de primeiro e segundo graus quando a ditadura — que tinha no Conselho Federal de Educação os proprietários das escolas privadas — desviou recursos públicos para as escolas particulares, introduziu a licenciatura curta para formação de professores do ensino fundamental e médio, arrojou os salários e preparou o caminho da exclusão universitária para a baixa classe média e a classe trabalhadora, oferecendo-lhes como consolação o funesto e fracassado profissionalizante. O argumento,

portanto, abandona o campo das causas, opera com os efeitos da política dominante e propõe uma solução duplamente falsa: em primeiro lugar, porque deixa intocado o problema de origem; em segundo lugar, porque acaba levando para a universidade o mesmo projeto que destruiu a escola pública de primeiro e segundo graus.

O segundo argumento é enganador, pois calcula os gastos tomando as verbas anuais das universidades públicas, dividindo-as pelo número de alunos, e tem como resultado uma cifra altíssima, porque deixa na sombra o fato de que nessas verbas estão incluídos hospitais universitários, centros de atendimento à população, centros de pesquisas, obras de infraestrutura e aquisição de livros e equipamentos para laboratórios, além do salário dos inativos. Porém é enganador ainda por uma outra razão mais profunda.

Com efeito, em muitas unidades da USP (não sabemos se o mesmo ocorre em outras universidades estaduais e federais) o ensino pago já está instituído com o uso de dois mecanismos principais: 1) por um decreto do MEC, estudantes de pós-graduação devem cumprir uma parte de seus créditos dando aulas para a graduação (maneira de não abrir concursos para contratar novos professores), e isso libera professores, que passam a oferecer cursos pagos de extensão universitária e que, por serem pagos, são altamente seletivos ou elitistas; 2) por meio de convênios com fundações e empresas privadas, são

A luta política democrática na sociedade de classes atual passa pela gestão do fundo público

1) pelo financiamento simultâneo da acumulação do capital (os gastos públicos com a produção, desde subsídios para a agricultura, a indústria e o comércio, até subsídios para a ciência e a tecnologia, formando amplos setores produtivos estatais que desaguarão no célebre complexo militar-industrial, além da valorização financeira do capital por meio da dívida pública etc.);

2) pelo financiamento da reprodução da força de trabalho, alcançando toda a população por meio dos gastos sociais (educação gratuita, medicina socializada, etc.)

oferecidos cursos pagos de especialização e de pós-graduação com critérios próprios de seleção e de avaliação e, como no caso anterior, produzem discriminação econômico-social entre os estudantes. Em outras palavras, até prova em contrário, pagamento de cursos e igualdade de condições (isto é, justiça democrática) não andam juntos.

A posição populista aparece como moderna e pragmática porque parece se basear em análises de problemas reais das universidades públicas e, se cala fundo nas mentes conservadoras, é porque desde o "milagre brasileiro" a universidade foi oferecida à opinião pública como meio certo de ascensão social e prestígio.

Essa proposta, porém, não é realmente pragmática porque não introduz (correta ou incorretamente) os fatos para encontrar uma solução localizada e imediata que resolveria, no curto prazo, alguns dos sérios problemas sociais brasileiros, dos quais a universidade pública gratuita é apenas um caso particular. Também

dência social, seguro-desemprego, subsídios para transporte, alimentação e habitação, subsídios para cultura e lazer, salário-família, salário-desemprego etc.).

Em suma, o Estado do Bem-Estar introduziu a república entendida estruturalmente como gestão dos fundos públicos, os quais se tornam precondição da acumulação e da reprodução do capital (e da formação da taxa de lucro) e da reprodução da força de trabalho por meio das despesas sociais. Numa palavra, houve a socialização dos custos da produção e a manutenção da apropriação privada dos lucros ou da renda (isto é, a riqueza não foi socializada).

A ação de duplo financiamento gerou um segundo salário, o salário indireto, ao lado do salário direto, isto é, o direto é aquele pago privadamente ao trabalho, e o indireto é aquele pago publicamente aos cidadãos para a reprodução de sua força de trabalho. O resultado foi o aumento da capacidade de consumo das classes sociais, particularmente da classe média e da classe trabalhadora; ou seja, o consumo de massa.

Nesse processo de garantia de acumulação e reprodução do capital e da força de trabalho, o esta-

do não é realista e pragmática porque a solução apontada não leva em conta aspectos práticos complicados e talvez insolúveis, como, por exemplo, a determinação de quem, com equidade, pode pagar e quanto pode pagar. Na verdade, os fatos e a solução são colocados para afirmar que se trata de uma questão de princípio, isto é, de justiça social.

Vejamos então se, no nível dos princípios, a universidade pública paga, que à primeira vista pareceria ser um fator decisivo de justiça social, cumpriria efetivamente esse papel.

Fala-se atualmente em "colapso da modernização" para referir o declínio do Estado de Bem-Estar e a sua correção racionalizadora pela economia política neoliberal. Esse "colapso", no entanto, pode ser analisado sob outra perspectiva, se o percebermos, como faz Francisco de Oliveira, a partir das transformações econômicas e políticas introduzidas pelo próprio Estado de Bem-Estar com a criação do fundo público. Esse se caracteriza:

do endividou-se e entrou num processo de dívida pública conhecido como déficit fiscal ou "crise fiscal do Estado". A isso se deve acrescentar o momento crucial da crise, isto é, o instante de internacionalização oligopólica da produção e da finança, pois os oligopólios multinacionais não enviam aos seus países de origem os ganhos obtidos fora de suas fronteiras e, portanto, não alimentam o fundo público nacional, que deve continuar financiando o capital e a força de trabalho. É isso o "colapso da modernização" e a origem da política neoliberal, que propõe "enxugar" ou encolher o Estado.

Ora, o que significa exatamente o fundo público (ou a maneira como opera a esfera pública no Estado de Bem-Estar)? Como explica Francisco de Oliveira, o fundo público é o antivalor (não é o capital) e é a antimercadoria (não é a força de trabalho) e, como tal, é a condição ou o pressuposto da acumulação e da reprodução do capital e da força de trabalho. É nele que se vem pôr a contradição atual do capitalismo, isto é, ele é o pressuposto necessário do capital e, como pressuposto, é a negação do próprio capital (visto que o fundo público não é capital nem trabalho).

Por outro lado, o lugar ocupado pelo fundo público com o salário indireto faz com que a força de trabalho não possa ser avaliada apenas pela relação capital-trabalho (pois na composição do salário entra também o salário indireto pago pelo fundo público). Ora, no capitalismo clássico o trabalho era a mercadoria padrão que media o valor das outras mercadorias e da mercadoria principal, o dinheiro. Quando o trabalho perde a condição de mercadoria padrão, essa condição também é perdida pelo dinheiro, que deixa de ser mercadoria e se torna simplesmente moeda ou expressão monetária da relação entre credores e devedores, provocando, assim, a transformação da economia em monetarismo.

Além disso, com sua presença sob a forma do salário indireto, o fundo público desatou o laço que prendia o capital à força de trabalho (ou o salário direto). Essa amarra era o que, no passado, fazia a inovação técnica pelo capital

Schlagwort

ser uma reação ao aumento real de salário e, desfeito o laço, o impulso à inovação tecnológica tornou-se praticamente ilimitado, provocando expansão dos investimentos e agigantamento das forças produtivas, cuja liquidez é impressionante, mas cujo lucro não é suficiente para concretizar todas as possibilidades tecnológicas. Por isso mesmo, o capital precisa de parcelas da riqueza pública, isto é, do fundo público, na qualidade de financiador dessa concretização.

Esse quadro indica que o fundo público define a esfera pública da economia de mercado socialmente regulada e que as democracias representativas agem num campo de lutas polarizado pela direção dada ao fundo público. Visto sob a perspectiva da luta política, o neoliberalismo não é, de maneira nenhuma, a crença na racionalidade do mercado, o enxugamento do Estado e a desapareição do fundo público, mas a posição, no momento vitoriosa, que decide cortar o fundo público no pólo de financiamento dos bens e serviços públicos (ou o do salário indireto) e maximizar o uso da riqueza pública nos investimentos exigidos pelo capital, cujos lucros não são suficientes para cobrir todas as possibilidades tecnológicas que ele mesmo abriu.

Que o neoliberalismo é a opção preferencial pela acumulação e reprodução do capital, o montante das dívidas públicas dos Estados

dos nacionais fala por si mesmo. Mas isso significa também que a luta democrática das classes populares está demarcada como luta pela gestão do fundo público, opondo-se à gestão neoliberal. E é nesse campo democrático que se coloca, como questão de princípio, a universidade pública gratuita, juntamente com a melhoria da escola pública do primeiro e do segundo graus.

Noutras palavras, a luta pela qualidade do ensino, pela boa formação dos professores e dos alunos, pela ampliação da rede pública escolar, pela dignidade dos salários de professores e funcionários, assim como a luta pela gratuidade da universidade pública e pela qualidade da formação e da pesquisa não são lutas de uma minoria barulhenta, nem de lobistas e corporativistas, mas a disputa democrática pela direção da aplicação do fundo público. É nesse campo que se põe a justiça social.

De fato, que significa a cantilena "os ricos devem pagar pelos pobres"? Significa, em primeiro lugar, que os ricos são vistos como cidadãos (pagam impostos e mensalidades) e os pobres não (mesmo que saibamos que, neste país, os ricos justamente não pagam impostos); em segundo lugar, que a educação não é vista como um direito de todos, mas como um direito dos ricos e uma benemerência para os pobres; em terceiro lugar, que a cidadania, reduzida ao pagamento de impostos e mensalidades, e o assistencialismo, como compaixão pelos deserdados, destroem qualquer possibilidade democrática e de justiça.

Ultrapassando a simples idéia de um regime político identificado à forma de governo, a democracia, como forma geral de uma sociedade, caracteriza-se pela afirmação da liberdade e da igualdade dos cidadãos e, por essa razão, o maior problema da democracia numa sociedade de classes é o da manutenção desses dois princípios sob os efeitos da desigualdade real. Eis por que a luta política democrática na sociedade de classes contemporânea passa pela gestão do fundo público pelo qual a igualdade se define como direito à igualdade de condições. Somente com a idéia de criação e conservação dos direitos estabelecidos o vínculo profundo entre democracia e a idéia de justiça.

Embora a visão liberal reduza a democracia ao regime da lei da ordem, essa imagem deixa escapar o principal, isto é, que a democracia está fundada na noção de direitos e por isso mesmo está apta a diferenciá-los de privilégios e carências. Os primeiros são, por definição, particulares, não podendo generalizar-se num interesse comum nem universalizar-se num direito, porque deixariam de ser privilégios.

Carências, por sua vez, são sempre específicas e particulares, não conseguindo ultrapassar a especificidade e a particularidade rumo a um interesse comum nem universalizar-se num direito. A cantilena "os ricos devem pagar pelos pobres" reforça a polarização entre privilégio e carência e, longe de ser instrumento de justiça social, é a impossibilidade de que esta seja instituída pela ação criadora de direitos. A educação, em todos seus níveis, é um direito e, como tal, dever do Estado, isto é, da esfera pública na sociedade de classes, quando o fundo público não se destina exclusivamente ao capital.

Socia

MÚSICA *Fafá de Belém organiza evento amanhã em Estoril*

Brasil e Portugal celebram 500 anos com Carnaval na praia

CARLOS CALADO
especial para a Folha

Cantores e percussionistas do Brasil e de Portugal comandam um grande espetáculo ao ar livre, amanhã à noite, em Estoril. Intitulado "Tambores do Mar", o evento pretende antecipar as festividades pelos 500 anos do Descobrimento, no próximo ano.

"Será um grande happening", aposta a cantora Fafá de Belém, que idealizou o evento e está estreando como produtora cultural. "Essa foi uma forma que eu encontrei para retribuir o carinho que recebo há 14 anos dos portugueses", diz ela.

O show acontece a partir das 23h, na praia de Tamariz (em Estoril), região conhecida como Riviera Portuguesa.

Além de Fafá, o elenco inclui o cantor baiano Ricardo Chaves e os percussionistas da Timbalatina. Entre os portugueses aparecem os cantores Sérgio Godinho e Paulo Gonzo, ao lado da banda Toca a Rufar.

"Eu queria trazer a cara do Brasil para o verão português", diz Fafá, que privilegiou atrações da Bahia, tentando reproduzir o clima do Carnaval de rua de Salvador. Na primeira escalação estava a Timbalada, mas um problema de agenda forçou a substituição da banda pela Timbalatina — ala do bloco formado originalmente por Carlinhos Brown.

Fafá revela que enfrentou resistências para concretizar sua idéia de instalar o palco à beira do mar.

14.7.99
"Em geral, os portugueses são rígidos. Não foi fácil convencê-los, mas o palco será montado sobre um pontilhão, à frente de um castelo do século 14", festeja.

Segundo a produtora, o show contou com apoio da Transbrasil e do Cassino do Estoril. O custo geral do evento — incluindo a montagem do palco, som, luz, efeitos pirotécnicos e o cachê dos artistas — chega a US\$ 200 mil. A expectativa é atrair pelo menos 20 mil pessoas.

Vivendo atualmente mais em Portugal do que no Brasil, a cantora paraense diz que esse espetáculo será o primeiro de uma série de eventos, envolvendo os dois países, que devem acontecer nos próximos meses.

"Desde a época que gravei o disco de fado, eu quero fazer um projeto envolvendo a moderna música portuguesa que o Brasil não co-

nhece", diz Fafá, que ganhou um disco de platina, em Portugal, duas semanas após o lançamento do CD "Meu Fado", em 1993.

Na opinião da intérprete, artistas portugueses mais modernos, como o grupo Madredeus ou a cantora Dulce Pontes, até já são relativamente conhecidos no Brasil, mas isso ainda não acontece com a ala mais pop, que inclui Paulo Gonzo, Rui Veloso e Luís Represas. "Quero muito trabalhar com eles", diz.

O evento de hoje também deverá ter uma versão parecida no Brasil, segundo a produtora, ainda no final do ano.

"Já estamos negociando a produção desse espetáculo, em Recife, mas também quero levá-lo a outros lugares do país. Está na hora de aumentar nossa parceria musical com os portugueses", completou.

Den so anstelligen Indianer hätte Alexander von Humboldt in Dienst nehmen wollen. Doch wie befremdet war der preußische Weltmann, als er ihn sagen hörte, seine Verwandten äßen vom Menschen die Handflächen am liebsten. „Und bei diesem Ausspruch äußerte er durch Gebärden seine wilde Lust.“ Der Forschungsreisende hat zwar nicht wie noch sein Jugendfreund Georg Forster die Menschenfresserei mit eigenen Augen gesehen, doch war sie für ihn wie für jeden Europäer das abscheulichste Beispiel unauflösbarer Fremdartigkeit.

Christoph Kolumbus, der nie Augenzeuge geworden war, hatte der Ungeheuerlichkeit keinen Glauben geschenkt. „Aber der Admiral glaubte ihnen nicht“, lesen wir in seinem berühmten Tagebuch. Amerigo Vespucci sah gesalzenes Menschenfleisch wie Schinken an Balken hängen. Er schrieb um 1500 über die Leute aus Caniba: „Sie sind unmenschlich, schlimmer als Tiere.“ Die Konquistadoren rotetten dann nicht nur die menschenfressenden Kariben, sondern Millionen von Indios aus. „Ihre grimmigen Jagdhunde finden die Indianer wie wilde Schweine“, schrieb 1552 der Dominikaner Las Casas, der 40 Jahre in Südamerika verbrachte.

Ungläubigkeit, Erklärung zu Nichtmenschen, Vernichtung das waren die ersten Reaktionen. Am 16. Juli vor 200 Jahren betrat der knapp 30jährige Alexander von Humboldt in Cumana im heutigen Venezuela — so genannt, weil die Pfahlbauten der Indios den Vespucci an Venedig (Venezia) erinnert hatten — den Boden des Neuen Kontinents. Dort gab es eine deutsche Tradition: Im frühen 16. Jahrhundert hatte das Augsburger Handelshaus der Welsler von Kaiser Karl V. die Privilegien zur Ausbeutung Venezuelas erhalten. Sie importierten afrikanische Sklaven und versahen des Kaisers Kriegskasse mit Raubgold. Wo der große Naturforscher und Humanist — ein persönlicher Freund von Bolívar wie von Goethe — als empirischer Forscher und letzter Universalgelehrter seinen Weltruhm begründete, hatte 1531 der deutsche Konquistador Nicolaus Federmann die Indios der Guaykeri mit Rossen entsetzt, die sie zuvor nie gesehen hatten, und „wie die Säue“ erstechen lassen. Die Menschenfresserei als Extrem der Fremdartigkeit nimmt in Humboldts Reisetagebuch einen vergleichsweise kleinen Raum ein. Doch läßt sich an diesem Phänomen zeigen, wie ein Humanist, der die Einheit und Gleichwertigkeit des Menschengeschlechts postuliert und die nordamerikanische Sklavenwirtschaft brandmarkte, mit einer Abartigkeit umgeht, die seit den ersten Berichten Anlaß gab, die indianischen Eingeborenen als Unmenschen zu behandeln. Als Naturforscher in der Tradition der Aufklärung geht Humboldt bei der Beurteilung fremdartiger Mannigfaltigkeit, wie sie ihm in Fauna, Flora und „Wilden“ entgegentrat, stets von der Vorstellung

eines guten Naturganzen aus, dessen jede Ausprägung, ob mehr oder weniger weit entwickelt, gut und schutzwürdig ist. Wie die eine Pflanze ihm nicht wertvoller sein kann als die andere, so ist ihm ausdrücklich keine Rasse edler als die andere. Unterschiede, die fremd anmuten, stehen nicht schroff gegeneinander, solange sie über das gute Naturganze miteinander vermittelbar sind. Nach Humboldts Auffassung, die er mit Georg Forster und anderen fortschrittlichen Zeitgenossen teilt, bleibt der Mensch, wie kulturell entwickelt er sei, auch Teil des Naturganzen, denn seine soziale Entwicklung, wenn auch nicht deren Richtung, ist in der Natur angelegt. Aus dieser fundamentalen Einbindung ergibt sich auch die Grundhaltung gegenüber dem Fremden, Neuen und Anderen: es gehört in jedem Fall zuallererst in den globalen Naturzusammenhang und ist daher a priori tolerierbar. Aber Kannibalismus? Man nannte Humboldt bald irreführend den „zweiten Kolumbus“, doch kam er nicht als Eroberer, sondern als Forscher. Wenigstens dreierlei unterscheidet seine 5jährige Expedition grundsätzlich von denen seiner Vorgänger: er erforschte bereits kolonialisiertes Land, er konnte sein Unternehmen mit eigenem Vermögen finanzieren, und er forschte zu rein wissenschaftlichen Zwecken. Als finanziell unabhängiger Forscher, zudem als Kosmopolit (und als Mitglied der transnationalen „Gelehrtenrepublik“) in der Zeit der sich heranbildenden Nationalstaaten hatte Humboldt den außerordentlichen Status eines Mannes, der allein im Dienste der Menschheit sein Leben unter Moskitos, Vampiren, Piranhas, Schlangen und Krokodilen riskierte. Doch Menschenfresser mußte er nicht mehr fürchten.

Auf einem mit Papageienkäfigen behängten und mit Präzisionsgeräten gefüllten Einbaum, über den sieben Affen turnten, durchfuhr er die endlosen, nach faulenden Krokodilen stinkenden Wasser des Orinoco, Mund und Nase voller Insekten. Er kostete Ameisenpastete, Zitteraal und das Pfeilgift Curare und sah den Erdesern zu, die sich von Erdklößen ernährten. Er sah Delphine, die sich durch die überschwebenden Waldgebiete davonmachten wie bei uns die Wildschweine. Alligatoren, bis zu acht Meter lang, fraßen ihm das Pferd bei der Überquerung eines Flüsches unter dem Sattel weg. Gegen die Hitze der Savannen hatte er sich den Hut mit Blättern gefüllt.

Humboldt war mit Empfehlungen des spanischen Königs gekommen und gewann sich als hochgebildeter Weltmann von Stände, geistreich, polyglott, in den Salons von Berlin und Paris zu Hause, leicht den Statthalter der Kolonie. Nun standen ihm alle Türen offen. Der Naturforscher und Grandseigneur war als ausgebildeter Grubenexperte auch ein sehr praktischer Mann. Der französische Botaniker Aimé Bonpland begleitete ihn durch den Urwald, der so dicht war, daß in ihm sich nur Klettertiere bewegen und die Forscher kaum feststellen konnten, welche Blüte zu welcher Pflanze gehörte.

Den Wissenschaftler treibt die professionelle Neugier, das Fremde durch geeig-

nete Methoden in Bekanntes zu deln. Eine Voraussetzung im Alltagswissen der Wissenschaften ist das Vergleichen. Humboldt hat es systematisch bei Vergleichende Geologie, vergleichende Pflanzengeographie, vergleichende Ethnologie usw. Bezogen auf den Menschen, handelt es sich dabei stets um Versuch, Unterschiede auf der grundsätzlicher Gemeinsamkeit konstatieren. In der Anthropologie gegnet dem Forschungsreisenden die Fremde in seiner unheimlichsten, stoßendsten Gestalt. Christen wohnt, dem Gebot der Nächstenliebe zuwiderzuhandeln, wenn sie Menschen, die sie doch als ihresgleichen an den, töteten, folterten und massakrierten. Doch vor dem Verzehr empfanden sie Scheu.

„Daß ihr sie eßt, erscheint mir nicht, das Totschlagen aber nicht“, sagte der deutsche Landknecht Hernán Cortés im Jahre 1548 einem Karibischen Gefangener er war. Der Scheu liegt in der Bibel begründet. Menschen als Ebenbild Gottes zu übrigen Geschöpfe setzt. Ist er gesehen oder wird er gegessen, sinkt das Tier, das seine Verwandten nach dem Tode verzehrt. Eine Speise, das widerspricht der Menschlichkeit. Gefressen zu werden nennt man eine Schmach. Von Gottes Ebenbildern nur Exkremate.

In seinem Reisetagebuch stellt Humboldt unter dem Datum vom 12. Bestimmtheit fest: „Wenn die Vögel Guayana Menschenfleisch essen, den sie nie durch Mangel oder Kummer Aberglauben dazu getrieben, wie es schon auf den Südseeinseln; er meist auf der Rachsucht des Sieges — wie die Missionare sagen — auf den Appetits.“ In der ihm Knappheit hat Humboldt hier die traditionellen Erklärungsversuche des verabscheuten Phänomens angeführt, Kuit und Rachsucht.

Rachsucht ist die Erklärung, die Humboldt im Fall der Indios die richtige hält. Darüber relativiert er: „Anthropophagie ist ein Opfer, die so oft damit verbunden sind, kommen bekanntlich über dem Erdball und bei Völkern der wilden Rassen vor.“ In der Tat, bei den Chinesen. Wenigstens in zwei Teilen des Romans *Die Räuber von Schan Moor*, eines Epos aus dem 18. Jahrhundert, finden sich Beschreibungen der Menschenfresserei, die keinerlei erkennen lassen: „Mit einem Frühstück wurde der Tag beschlossen. Während Mahles wurde der Schuke Liu bei-

schafft und an den Marterpfahl gebunden. Mit eigener Hand schnitt Hua Jung das Herz heraus und legte es auf einem Teller seinem Freund Sung als Tribut vor. So rächte er die ihm angetane Unbill.“

Durch die Relativierung werden die Eingeborenen von dem Makel befreit, die Menschenfresserei sei Merkmal ihrer Rasse und sie seien von Natur aus Unmenschen, wie die Konquistadoren und ihre Legitimatores um 1500 behaupteten, als man den Indianern mit Hilfe der Kirche die Seele absprach: So galten sie als Tiere und konnten entsprechend behandelt werden.

„Ungern brauche ich das Wort wild“, schreibt Humboldt, weil es zwischen dem unterworfenen, in den Missionen lebenden, und dem freien oder unabhängigen Indianer einen Unterschied in der Kultur voraussetzt, dem die Erfahrung häufig widerspricht. Die friedlichen, ackerbauenden und ihre Hängematten webenden freien Indianer seien um nichts barbarischer als die nackten Indianer in den Missionen, die man das Kreuz habe schlagen lehren. Als Wilde bezeichnet Humboldt lediglich die umherziehenden Horden. „Die Völker, die eine Ehre darin suchen, ihre Gefangenen zu verzehren, sind keineswegs immer die versunkensten und wildsten. Diese Bemerkung hat etwas peinlich Ergreifendes, Niederschlagendes.“

Weder also ist die Menschenfresserei einer bestimmten Rasse zuzuschreiben noch einem naturnahen Urzustand. „Die Barbarei, die in diesen Regionen herrscht, ist vielleicht weniger der Ausdruck ursprünglicher völliger Kulturlosigkeit, als vielmehr die Folge langer Versunkenheit. Die meisten der Horden, die wir Wilde nennen, stammen wahrscheinlich von Völkern ab, die einst auf bedeutend höherer Kulturstufe standen.“ Beunruhigend ist für Humboldt, daß es eher die zivilisierten Indianer sind, die zur Menschenfresserei neigen.

Auch Kolumbus hatte nicht glauben wollen, daß gerade diejenigen Kannibalen sein sollten, die den anderen Stämmen in der Kunst der Waffen und des Schiffsbaus überlegen waren. Menschenfresserei und das Töpfern, Bemalen von Geschirren, Weben und Tauschhandel seien, meint Humboldt, ein seltsamer Kontrast. „Denkt man über die Sitten dieser Indianer nach, so erschrickt man ordentlich über diese Verschmelzung von Gefühlen, die sich gegenseitig auszuschließen scheinen.“

Das Zugleich von Umgänglichkeit und Bestialität macht die Menschenfresserei fast noch unheimlicher. Allen Entdeckern und Forschern seit Kolumbus waren Nacktheit, Hautfarbe, Bemalung, Vielweiberei, Inzest, Schamlosigkeit und Gemeinbesitz der Eingeborenen relativ

fremd, d.h. sie konnten die Fremdartigkeit durch Vergleich mit den eigenen Sitten relativieren, was schwer genug war, aber das Gefühl der Überlegenheit festigte. Es gab eine gemeinsame Dimension, auf der Nacktheit, Lendenschurz, Umhang und europäische Bekleidung rangierbar waren. Menschenfresserei dagegen blieb absolut fremd: Es gab nichts Vergleichbares. Humboldt sucht der absoluten Fremdheit mit Erklärung (Rachsucht) und Relativierung (Ubiquität der Anthropophagie) zu Leibe zu rücken. Er beklagt an der Anthropophagie die „Übermacht der Bräuche, Vorurteile und Überlieferungen über die natürlichen Regungen des Herzens“, unter die Rousseau das Mitleid gezählt hatte. Menschenfresserei ist als ein „unmenschlicher Brauch“ für Humboldt also keineswegs natürlich und damit jenseits von Schuld. Andererseits ist Schuld dem einzelnen schwer anzurechnen, wenn er tief in überlieferten Bräuchen „versunken“ ist, die er nicht reflektieren kann.

Humboldt teilte mit seinem als Sprachforscher berühmt gewordenen Bruder Wilhelm die Ansicht, daß die Sprache „in unserem ganzen Tun und Denken formend und bestimmend wirksam ist“. Nach dieser Auffassung gründet ein Volk nicht in der Rasse, sondern in der Sprache, dem Medium, in dem Natur und Gesellschaft konvergieren. Sie verleihe einem Stamm seine Eigentümlichkeit, die ihn von anderen Stämmen unterscheide. „Und dies ist eine unerschöpfliche Quelle von Bewegung und Leben in der geistigen Welt.“ Hier kommt Humboldt, der als „Holist“ im Unterschied zu den wissenschaftlichen Faktenzählern die Einheit des Weltganzen betont, der Position der postmodernen Pluralisten nahe, die dem Begriff der Einheit, der ja ein Leitbegriff der Moderne wurde (Einheit des Volkes, Einheit der Arbeiterklasse, Standardisierungen in Technik und Gesellschaft), den Begriff der „Differenz“ entgegenstellen.

Der New Yorker Soziologe Richard Sennett schreibt: „Wir haben Mühe, die Erfahrung des Unterschieds als positiven Wert zu begreifen.“ Genau dies tut aber Humboldt, wenn er in der Verschiedenheit die Quelle der geistigen Bewegung sieht und den fruchtbarsten Wettstreit der griechischen Stadtstaaten erwähnt. Fremdheit wird damit auch eine positive initiative Funktion zuerkannt. Der Tübinger Soziologe Friedrich H. Tenbruck hat der traditionsreichen völkischen These, nach der ein Volk sich allein aus sich selbst entwickle, entgegengesehen. Kultur entwickle sich gerade durch das Zusammentreffen einander fremder Völker, und zwar auf jeder Seite. Fremdheit auch positiv zu werten ist die Voraussetzung der Kulturreichhaltigkeit in unseren Metropo-

len und ist dem unter dem Einheitspostulat stehenden alten Verständnis vom „Schmelztiegel“ entgegengesetzt.

Humboldt hat die Abschließung der Stämme in den kirchlichen Missionen heftig kritisiert: „Die Abkapselung hatte zur Folge, daß die Indianer so ziemlich blieben, was sie waren. Sie haben mehr und mehr von der Charakterstärke und der natürlichen Lebendigkeit eingebüßt, die auf allen Stufen menschlicher Entwicklung die edlen Früchte der Unabhängigkeit sind.“ Man hat sie „gehorsam gemacht, zugleich aber auch dumm“. Nur in Kontakt, Austausch und Auseinandersetzung mit den anderen Stämmen sowie mit der Zivilisation der Weißen hätten die Indianer nach Humboldts Auffassung die Möglichkeit, sich zu entwickeln, ohne ihre Identität verlieren zu müssen. Voraussetzung wäre nicht Disziplinierung, sondern die Unabhängigkeit der Indianer, die Freiheit.

Andererseits verkennt Humboldt nicht die negativen Seiten der Differenz, d.h. die unüberwindliche Fremdheit unter den Stämmen, wenn eine Vorstellung von Menschlichkeit fehlt. „Den Eingeborenen wegen des abscheulichen Brauchs, von dem hier die Rede ist, Vorwürfe zu machen, hilft rein zu nichts; es ist gerade, als ob ein Brahmine vom Ganges, der in Europa reiste, uns darüber anließe, daß wir das Fleisch der Tiere essen. In den Augen des Indianers vom Rio Guaisia war der Cheruvichahena ein von ihm selbst völlig verschiedenes Wesen; ihn umzubringen war ihm kein größeres Unrecht, als die Jaguare im Walde umzubringen.“

An anderer Stelle heißt es: „Die Wilden verabscheuen alles, was nicht zu ihrer Familie oder ihrem Stamme gehört, und Indianer einer benachbarten Völkerschaft, mit denen sie im Kriege leben, jagen sie wie wir das Wild. Die Pflichten gegenüber der Familie und Verwandtschaft sind ihnen wohl bekannt, keineswegs aber die Pflichten gegenüber der Menschheit. Erst die Zivilisation hat dem Menschen die Einheit des Menschengeschlechts zum Bewußtsein gebracht und ihm gleichsam offenbart, daß ihn auch mit Wesen, deren Sprache und Sitten ihm fremd sind, ein Band der Blutsverwandtschaft verbindet.“

Gegen diese negative Seite der Differenz — eine Differenz, die er gutheißt, soweit sie die Eigentümlichkeiten eines Stammes ausmacht — führt Humboldt hier die Einheit an. Die wie auch immer vage Einheitsvorstellung von einer Menschheit, wie sie im anspruchsvollen Gebot der Nächstenliebe normativ formuliert ist, bleibt die Grundvoraussetzung

jeden Pluralismus. Die „Alternative“ wäre das Chaos.

Georg Forster hat die Rachsucht der Indios mit dem Fehlen von Institutionen begründet, wie sie die bürgerliche Gesellschaft im Recht und der Übertragung aller Gewalt an den Staat besitzt. Bei Forster — wie auch in Humboldts Tagebuch — fehlt jedoch eine Erklärung für das Auffressen selbst, ungeachtet des vorausgegangenen Tötungsaktes, Humboldt hat von „kultischem Aberglauben“ gesprochen; doch läßt er diese Erklärung für die Indios vom Orinoco nicht gelten, obwohl sie in ihrer Versunkenheit möglicherweise Rituale einer einst höheren Kulturstufe vollzogen, deren Sinn sie nicht mehr verstanden.

Im Jahre 1557 hat der schon erwähnte Hans Staden aus dem hessischen Homberg, der unter die Kannibalen gefallen war und freigekauft wurde, den abscheulichen Schmaus noch drastischer und detaillierter beschrieben als vor ihm Vespucci. „Das Hirn, die Zunge und was sonst noch genießbar ist, bekommen die Kinder“, heißt es dort etwa, und er spricht von „gebratenen Christen“. Klar geht aus seinem unbefangenen Bericht jedenfalls hervor, daß es sich bei dem Verzehr der Feinde um einen Ritus handelte, um eine festliche Zeremonie. Neben Erklärungen und Relativierung ist die Projektion ein dritter Modus, um den Schock abstoßender Fremdheit zu mildern. Nicht ohne Spott erwähnt Humboldt die Versuche, die wilden waffentragenden Frauen, die man am Ufer eines Flusses sah, nach den antiken Amazonen zu nennen. Die „Amazonen“ wurden mit den Kannibalen stets in einem Atemzug genannt. Im Bericht von Carvajals, dem späteren Bischof von Lima, erfährt man, es habe sich um Frauen gehandelt, die der Männerherrschaft überdrüssig gewesen seien. „Heulend wie wilde Tiere, den blanken Degen umklammernd, stürmten die Spanier vorwärts“, als sie der wehrhaften Frauen ansichtig wurden. Die Projektion fängt das Neue ganz mit dem schon Bekannten, so daß Unterschiedlichkeit (Differenz) gar nicht bemerkt wird. Tzvetan Todorov schrieb 1985 über diese protektive Ignoranz: „Die konkrete Erfahrung hat die Funktion, eine Wahrheit zu belegen, die man bereits besitzt.“

Es liegt auf der Hand, daß die vergleichenden Methoden eines empirisch arbeitenden Forschers den noch im spekulativen Idealismus befangenen deutschen Wissenschaftlern suspekt waren. Friedrich Schiller, Anhänger Kants, vermißte an Humboldt die „Einbildungskraft“. Humboldt zieht die anthropophagen Szenen in der griechischen Mythologie — Kronos, Tantalos, Polyphem — oder gewisse Stellen im 3. Buch Mose tatsächlich nicht zur Erhellung der indianischen Menschenfresserei heran.

Um eine eher moralische Strategie zum Abbau der Fremdheit handelt es sich schließlich bei der kritischen Wendung gegen die eigene Kultur. So argumentiert Montaigne im 16. Jahrhundert, es sei wohl barbarischer, einen lebendigen „Körper, der noch die völlige Empfindung hat“, zu foltern, „als ihn tot zu fressen“, und dazu noch „unter dem Vorwand der Gottesfurcht und der Religion“. Und Georg Forster: „Ist es aber nicht ein Vorurteil, daß wir vom Fleisch eines Erschlagenen Abscheu haben, da wir uns doch kein Gewissen daraus machen, ihm das Leben zu nehmen?“ Im Grunde handelt es sich auch bei dieser Problemverschiebung um eine Relativierung, insofern der abergläubische Ritus der Eingeborenen mit dem „Vorurteil“ der Europäer verglichen wird. Kulturkritik dieser Art findet sich bei Humboldt jedoch an keiner Stelle.

Während die früheren Erklärungen im Akt des Verzehrs nur eine Steigerung des rachsüchtigen Tötens sahen, sieht man darin jetzt eher den Versuch, sich alle Kräfte des Feindes einzuverleiben. Denn nach den alten Berichten werden meist die Gefangenen verzehrt. Die Anthropophagie begreifen wir heute zum einen als spurlose Vernichtung des Feindes und zum anderen als Aneignung aller seiner Potenzen. So wird der Tote zum Lebensspender. Es war Sigmund Freud, der in *Totem und Tabu* (1912-13) die Ähnlichkeit der Menschenfresserei mit dem Ritus des Abendmahls feststellte, bei dem die Gläubigen das Blut und das Fleisch des Mensch gewordenen Gottessohnes gemeinschaftlich verzehren und sich in der Kommunion zur Gemeinde zusammenschließen, ähnlich wie die Wilden zum Clan. Solche Parallelen hätten, solange die Kirche dominierte, das Selbstverständnis und das Geschichtsbild der Christen zerrüttet, die ja gegen die Unmenschlichkeit gerade ihren Glauben ins Feld geführt hatten. Solche Parallelen lagen daher außerhalb des Denkbaren. Ungläubigkeit, Absprechen der Menschlichkeit, Vernichtung, Relativierung, Erklärung, Projektion und Selbstkritik sind die Hauptstrategien gegen die Unfaßbarkeit des absolut Fremden. Sie mischen und verhalten sich zu Vorurteilen, einem Schutzschild gegen das Verletzte des Fremdartigen. Als Wissenschaftler bevorzugt Humboldt die Erklärung. Da er die Wilden nicht als Naturmenschen betrachtet, sondern eher als „Versunkene“, kann er die Menschenfresserei nicht im Rahmen seiner Naturauffassung tolerieren. Als „Versunkene“ andererseits sind die Wilden für ihr Handeln nicht so verantwortlich, daß man sie einzeln moralisch verurteilen könnte.

Trotz der Erklärungs- und Relativierungsversuche: Die Menschenfresserei blieb für Humboldt absolut fremd. Weder seine Naturauffassung noch sein Humanismus reichen hin, das abstoßende soziale Phänomen zu verarbeiten. Die erschreckende Nähe zur christlichen Kultur blieb ihm unbekannt und der Schock, das absolut Fremde im Eigenen erkennen zu müssen, erspart. Vor Freud galt Fremdheit als etwas jenseits von Grenzen. Heute haben wir gelernt, das Fremde überall zu erkennen, auch in uns selbst.

500 ANOS Greca recebe 'hino' de Chitãozinho e Xororó

'Chacrinha' do Planalto exalta neocaipirismo

Ecos da política na MPB

Dos anos Médici à era FHC

O Brasil do "milagre" (70/73)

- "Eu Te Amo meu Brasil" - Don e Ravel
- "Pra Frente Brasil" - Miguel Gustavo

Tradução musical do "Brasil, ame-o ou deixe-o", o slogan de propaganda do governo, as marchinhas popularizam o ufanismo verde-amarelo. Embaladas pela campanha do tri, se transformam nos maiores hits do verão 70/71

O país da censura (meados dos 70)

- "Cálice" - Chico Buarque e Gil
- "Sinal Fechado" - Paulinho da Viola
- "Apestar de Você" - Chico Buarque

Falando por metáforas ("de que me vale ser filho da santa?, melhor seria filho da outra, outra realidade menos morta, tanta mentira, tanta força bruta"), dramatizando diálogos vazios de sentido ("olá, como vai?, eu vou indo, e você, tudo bem?") ou fazendo menções veladas à repressão, a música cava brechas para falar da censura

A anistia política (79)

- "O Bêbado e o Equilibrista" - João Bosco e Aldir Blanc
- "No Woman, No Cry" (Não Chore Mais) - B. Vincent/Gilberto Gil

Na voz de Elis Regina, a música que fala do país "que sonha com a volta do irmão do Henfil", o sociólogo Betinho, se transforma em hino da sociedade civil pela anistia. A versão de Gil ao reggae cantado por Bob

Marley lembra "amigos presos, amigos sumindo assim" e termina esperançosa, dizendo que "tudo, tudo, tudo vai dar pé"

O Movimento das Diretas (84)

- "Hino Nacional"
- "Vai Passar" - Chico Buarque

O movimento das Diretas-Já é embalado pelo "Hino Nacional", cantado em tom pastoso por Fafá de Belém. A música de Chico Buarque captura o delírio carnavalesco na euforia democrática

O vale-tudo da hiperinflação (88/89)

- "Brasil", Cazusa e Frejat

No fim do governo Sarney, com a inflação fora de controle e uma onda de descrença na política, a música de Cazusa, popularizada por Gal Costa na novela "Vale Tudo", se transforma no símbolo de um país sem ética. A música pede "Brasil, mostra sua cara"

A era Collor (90/92)



A dupla Leandro e Leonardo em visita a Brasília

- "Pense em Mim" - Leandro e Leonardo

Como um furacão, o presidente eleito imprime as marcas de sua personalidade aventureira à política, à economia, à cultura. Faz tábula rasa do passado e procura novos símbolos, confundindo novo-riquismo com modernidade. Tempos de gravata Hermès, celular e jet-ski. Na música, é a vez dos novos-ricos do "Brasil profundo", ou do sertão "high-tec": os neo-sertanejos

A era FHC (94 em diante)

- "Segura o Tchan" - É o Tchan
- "Sozinho" - Peninha, com Caetano Veloso

Vitorioso no primeiro turno, o presidente cita Caetano Veloso na sua primeira entrevista coletiva: "O Brasil tem algo importante a oferecer como diferença ao mundo". A "diferença" emerge na forma de pagodes, duplas neo-sertanejas e axé music. O grupo É o Tchan toma o Brasil. Caetano publica sua "Verdade Tropical" e se diz interessado "pelas novas ondas de samba carioca no mercado (pagode)", "pelo estouro comercial do pop carnavalesco baiano" e "pelo repentino interesse do mercado litorâneo pela música sertaneja". Em 99, ultrapassa pela primeira vez a marca de 1 milhão de CDs, com o hit "Sozinho", de Peninha

... ou vale é uma arena

FERNANDO DE BARROS E SILVA
da Reportagem Local

O ministro Rafael Greca (Esporte e Turismo) está se transformando numa espécie de Chacrinha do governo Fernando Henrique Cardoso. É assim que é visto e chamado em conversas reservadas por muitos colegas na Esplanada dos Ministérios. Ao contrário, porém, do que pregava e fazia Abelardo Barbosa, Greca se comunica e se trumbica.

A mais recente confusão armada pelo ministro chama-se "O Meu País É uma Arena Gigantesca". Trata-se de uma música encomendada no início de fevereiro à dupla neo-sertaneja Chitãozinho e Xororó (leia a letra abaixo), apresentada na semana passada como "hino" para embalar as comemorações oficiais dos 500 anos do Descobrimento. Consta que Greca chorou ao ouvi-la pela primeira vez, ao telefone.

Contrariados, os demais membros do comitê interministerial responsável pela organização da comemoração dos 500 anos (Francisco Weffort, da Cultura, Luiz Felipe Lampreia, das Relações Exteriores, e Andrea Matarazzo, da Comunicação Social) apenas silenciaram. Houve gritaria, mas vinda do meio artístico, que ridicularizou a iniciativa.

Só com sua cria, Greca tratou de defendê-la a seu estilo. Primeiro afirmou que "mais vale uma música de Chitãozinho do que um ciclo inteiro de conferências sobre o assunto". A seguir, antes de sair em licença médica e se isolar ao longo da semana num spa do Paraná, seu Estado, recuou, deixando com assessores o recado de que o "hino" seria só uma música entre muitas que o ministério encomendou e espera receber.

A emenda, no entanto, pode sair pior que o soneto neocaipira arquitetado em Brasília. A dupla Tinoco e Tinoquinho foi à TV esta semana apresentar seu próprio "hino". Antônio Carlos e Jocafr também já teriam enviado a sua música a Greca e, segundo uma de suas assessoras, até o grupo pop Skank teria manifestado interesse em compor sua música.

Planejada inicialmente pelo Itamaraty para ser uma comemoração à sua imagem, discreta e de teor reflexivo, como aliás costuma agradar aos tucanos, a festa dos 500 anos vai se folclorizando de modo estridente e desandando antes mesmo de começar. A polémica foi instalada. E ultrapassou os gabinetes de Brasília.

Segundo o historiador e crítico José Ramos Tinhorão, famoso pela defesa da trincheira nacionalista na MPB nos anos 60, toda essa confusão se caracteriza "por níveis superpostos de bobagem".

Por um lado, diz ele, "há preconceito de classe na condenação dos neo-sertanejos. A porcaria deles faz sucesso e pelo menos a matéria-prima é nacional. Os roqueiros que protestam no fundo fazem a mesma droga facilitária e com matéria-prima importada".

Por outro lado, ironiza o crítico, autor da "História Social da Música Brasileira" (Editora 34, 98), "não há por que ficar incomodado; os militares também pediram marchinhas ufanistas para Don e Ravel (autores de "Eu Te Amo, Meu Brasil")", e o Greca é muito apropriado para essa função de animador cultural. Tem até o "physique du rôle", gordinho, engraçado, falante. Eu prefiro um brincalhão a uma múmia séria, como o Weffort" —provoca.

Procurado diariamente pela Folha desde segunda-feira, Greca avisou na quinta-feira por meio de assessores quer não iria falar sobre o assunto. Respondendo interinamente pela pasta, a secretária-executiva de Greca, Teresa Castro, braço direito do ministro na política há 11 anos, afasta a comparação com os militares.

"Uma das tragédias desse período foi que nos roubou a possibilidade de sermos ufanistas sem culpa. Acho que hoje não precisamos mais de psiquiatra. É preciso despertar a auto-estima desse povo, mostrar que temos glórias importantes, o que não significa que não temos problemas para resolver", diz a ministra-interina, rebatendo as críticas por Greca.

É exatamente a discussão dos problemas do Brasil que o escritor e antropólogo Antonio Risério vê

abandonada pela atitude verna. "Não tenho nada de Chitãozinho e Xororó, mas discuto nesses termos. E verno não tem política paratúra; o Fernando Henrique feriu a reflexão sobre os 500 anos a um imbecil, quando seriamente de discutir qual é o projeto de civilização", afirma.

"Vocês em São Paulo chegam e penetra o sujeito que vai à festa sem conhecer o ambiente. É o caso do Greca, que conhece o Brasil, é um marro. Em termos baianos, que meus, digo que ele está mais perto de Nizan Guanaes do que de Zé Ramalho", completa Risério.

Igualmente furioso, o sociólogo Gilberto Felisberto Vasconcelos (que prefere ser identificado como "professor de folclore" na Universidade Federal de Juiz de Fora, MG, por considerá-lo "uma visão pândega e culposa da cultura").

Segundo ele, a música sertaneja de Chitãozinho e Xororó "não tem nada a ver com folclore; é uma imitação de John Travolta com uma caçaçação paraguaia, uma baixa de populismo".

Vasconcelos vê na opinião de Greca por Chitãozinho e Xororó uma identificação com a ideia do vencedor: "quem vende mais tem dinheiro, quem está no topo sempre tem razão, e a mensagem do governo age".

O acorde dissonante na parte do músico Luiz Tatit, líder do grupo Rumo e professor de linguística na USP. Mantendo compreensão pelo acolhido por Greca, Tatit conta de um conteúdo apaixonado, uma solicitação urgente na cultura brasileira: "a música sertaneja acabou de contar de um conteúdo apaixonado, uma solicitação urgente na cultura brasileira".

Segundo ele, "essa música traduz uma busca por pertence à dicção da cultura brasileira. No caso, da necessidade de cantar a pátria, mesmo que a gente não goste". É o amor, como diz Zezé Di Camargo e Luciano

LEITURA DE
Fim de

Caderno da GAZETA MERCANTIL

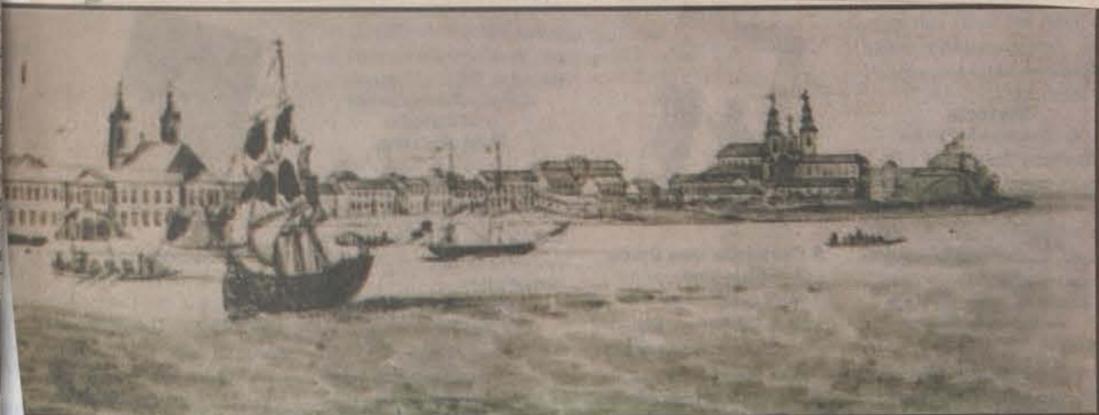
SEXTA-FEIRA, 16, E FIM DE SEMANA

Uma viagem cartográfica

Pesquisa mostra que cidades coloniais eram planejadas



Baía de Guarujá, em Santa Maria do Grão Pará, na primeira metade do século XIX: desenho



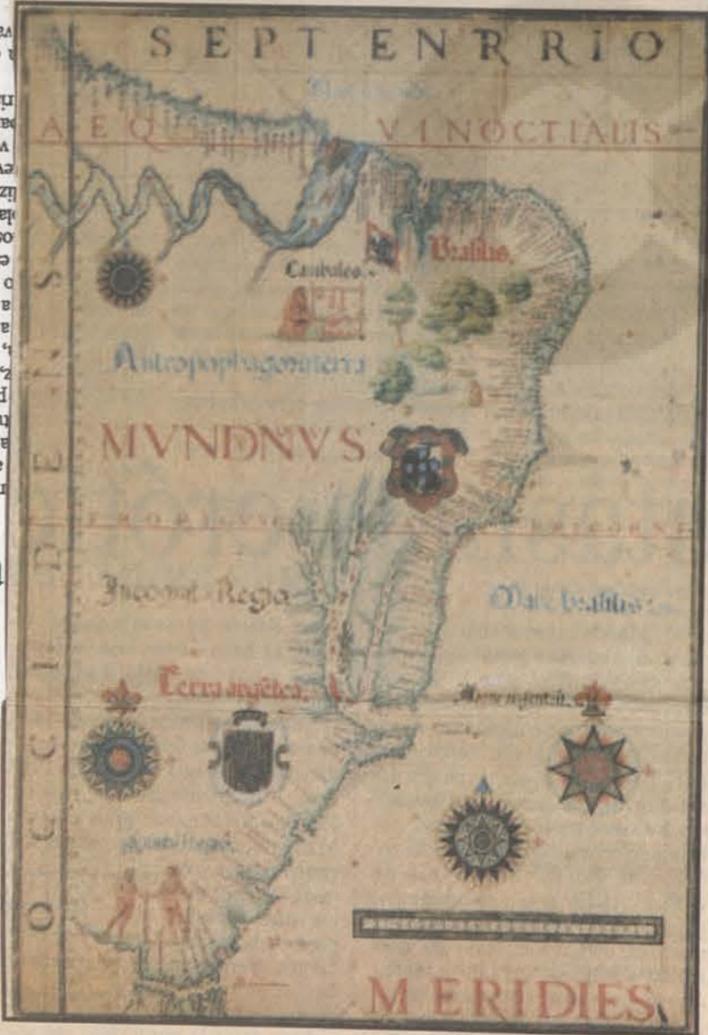
feito pelo botânico alemão Von Martius antes de partir com sua expedição pelo rio Amazonas

ÓRIA

18-7-99



Mapa do Brasil de 1631, de João Teixeira Albernaz



Mapa de Anabela de Sal do Diogo Homem (1558)



Ilha de Itamaracá (1633)



Rosa dos Ventos (1666)



Gonçalo Júnior de São Paulo

Distantes dos imagináveis radares e satélites de alta tecnologia do final do milênio, as grandes batalhas e conquistas europeias entre os séculos XV e XIX se apoiavam fundamentalmente nos recursos da cartografia. Engenheiros militares se especializavam na confecção de mapas meticulosos e desenhos de visões aéreas engenhosamente pensados que auxiliavam tanto quem atacava quanto quem defendia seus interesses territoriais. Não raro, batalhas também foram reconstituídas a partir da planta dos locais atacados, para mostrar os erros e acertos nos combates. E não apenas isso. Como política de preservação de seus reinos e colônias, uma das regras comuns dos governos expansionistas dos séculos XVI e XVII era o planejamento urbano das vilas e cidades a partir de uma preocupação estratégica de defesa contra os invasores que vinham do mar — o que incluía a construção de muros e portões, como ocorria na Idade Média. Assim aconteceu em cidades como Salvador, São Paulo, Porto Seguro, Olinda e Vitória, nos tempos do Brasil Colonial.

Um grupo com cerca de 20 pesquisadores da Faculdade de Arquitetura e Urbanismo da Universidade de São Paulo (FAU-USP), sob a coordenação do professor Nestor Goulart Reis Filho, vem se empenhando, nos últimos 12 anos, em mostrar que, diferentemente do pensavam os historiadores até a década de 60, a maioria das vilas e cidades brasileiras do período colonial se desenvolveu seguindo um rigoroso planejamento urbano e obedecendo a traçados geométricos.

Os pesquisadores da FAU conseguiram reunir cerca de mil desenhos e mapas do período colonial brasileiro. Na verdade, a caça aos mapas e desenhos foi iniciada há 40 anos, graças à solitária iniciativa de Reis Filho. Depois de uma série de interrupções, o trabalho foi retomado nos anos 80, com apoio do CNPq e da Fundação de Apoio à Pesquisa do Estado de São Paulo (Fapesp). Ao lado de alunos bolsistas, o pesquisador criou o Projeto Vilas e Cidades do Brasil Colonial, um dos mais caros eventos, que conta com patrocínio do setor privado para comemorar os 500 anos do descobrimento do Brasil e que começa a chegar ao público a partir de novembro.

Com apoios do Ministério da Cultura, Fapesp, CNPq e patrocínio da Volkswagen, a iniciativa tem custo estimado de R\$ 1 milhão. A pesquisa renderá um livro com a reprodução dos 300 mais expressivos desenhos encontrados (a ser lançado nas comemorações dos 500 anos do descobrimento do Brasil, em 2000); uma exposição itinerante pelas principais cidades brasileiras; e a distribuição de cinco mil kits para escolas de todo Brasil com um CD-ROM e mais de cem metros em painéis com imagens que contam a história do Brasil entre 1500 e 1808 pelo ângulo da cartografia. O Museu de Arte de São Paulo (Masp) também está interessado em expor os originais das principais obras catalogadas.

Na verdade, parte das ilustrações que serão aproveitadas no projeto foi

publicada há seis anos no livro "Mapa — Imagens da Formação Territorial Brasileira", com pesquisa, textos e seleção cartográfica de Isa Adonias. A obra foi distribuída pela patrocinadora, Construtora Odebrecht, como brinde de fim de ano e não chegou a ser comercializada. Para fazê-lo, a autora recorreu à Mapoteca do Itamaraty, em Brasília, formada por mapas geográficos, cartas náuticas, atlas, plantas, desenhos e panoramas.

As ilustrações contam a ocupação da principal colônia portuguesa desde o descobrimento; as rotas marítimas usadas pelos navegantes portugueses e invasores; a criação do nome da nacionalidade brasileira; as utopias francesas e holandesas no Nordeste; os desbravamentos da Amazônia e dos sertões; os caminhos do ouro em Minas Gerais; e o mapeamento das fronteiras.

De acordo com Reis Filho, as informações e as interpretações contidas nessas ilustrações, no entanto, quase sempre foram ignoradas por quem contou a história do país. Primeiro, porque ninguém se dispôs a reunir esse material sobre o Brasil, espalhado em dezenas de arquivos dos Estados e no Distrito Federal e em países americanos e europeus. Depois, pelo fato de a história do Brasil Colonial ter sido escrita a partir da trajetória das grandes famílias rurais ou como versão do colonizador português — fatos que levaram à irrelevância das ilustrações como fonte de informação histórica.

Graças a esse poder dos latifundiários, aliás, evitou-se que fossem feitos investimentos nos povoados, pois os proprietários de terras alegavam que a iniciativa significava um desvio da força de trabalho. Por causa disso, entre os séculos XVIII e XIX, houve uma decadência urbanis-



Salvador em 1625 (Albernaz)

tica da colônia, com certo desprezo pelas cidades, e a cartografia sobre seu desenvolvimento ficou esquecida. (Vale lembrar que essas famílias foram o poder durante o Império e os empresários só ganharam reconhecimento público na República.)

Ao mesmo tempo, observa o pesquisador, a história do Brasil tem sido estudada quase exclusivamente pelo uso de textos, ao contrário do Egito Antigo, da Grécia Antiga ou da Idade Média, cujas histórias têm por base a arquitetura e o urbanismo daquelas épocas e regiões. O arquiteto acredita que seu projeto servirá não apenas como um reforço escolar, mas como apoio para pesquisadores, porque faz referências a hábitos, costumes e até ao comércio. Agregará também novos subsídios históricos (inclusive sobre a história militar) e ampliará o pouco que já foi escrito sobre urbanismo brasileiro.

Além da busca de pistas em livros sobre o período colonial, a pesquisa de campo ficou concentrada na garimpagem e, em seguida, na fotografia das gravuras. Uma lenta operação que exigiu paciência e determinação e levou o grupo a gratas

surpresas e descobertas. Na Biblioteca Municipal Mário de Andrade, em São Paulo, por exemplo, a busca de desenhos de Santa Catarina resultou num raro desenho de 1,5 metro da cidade de Goiás Velho, primeira capital do Estado de Goiás. No Instituto de Estudos Brasileiros (IEB) da USP foram localizadas plantas de seis cidades paulistas, datadas de 1803: Taubaté, Jacaref, São José, Pindamonhagaba, Guaratinguetá e Lorena. Em Portugal, foram encontrados desenhos de uma série de vilas brasileiras. As pesquisas se estenderam a todos os arquivos de conhecimento público onde se pudessem encontrar esses desenhos até o período colonial (a partir do século XIX, os mapas passaram a ser impressos, surgiram novos recursos como a fotografia e os relatos gráficos e escritos dos viajantes).

ura", declara
a será exaus-
nho em São
Gay, progra-
da CNBB na
prometem
diz,
ndo compor-
ão de sua es-
que se intro-
ostil contra
a alimentan-
us, diz que a
Gay de São
associação da
o deputado
dados de se-
tratar os ho-
gurar a apro-
e em seguida
guit maioria
retos huma-
to, que trata
ne na Casa é
as creio que o
to sobre depu-
ssão da Igreja
vdo a votação
esta contante
risco de derrota
param recuando
vezes, mas seus
leve pronto para
lize etc.
ossas posição pe-
abilidade da vi-
essa carta, esta-
o prevê a defesa
a Constituição
a Igreja está ape-
de Anápolis
padre Luiz Car-
tuantes oposto-
a sociedade."
apatia perante a
nesse aspecto se

tra

GE
Wi
Ju
Du
sa
las
VO
Di
di
Im
ve
D
G
V
a
lu
G
F
b

Entre os documentos valiosos, foi encontrado na Holanda um desenho sobre a vista do alto de Belém (Pará), de 1640. A cidade fora fundada em 1616 e a ilustração mais antiga conhecida datava de 1756. "Imagine que isso representa 130 anos a mais de história de Belém", observa o pesquisador. Também fazem parte do acervo da FAU cerca de 25 mil fotografias, sobretudo de São Paulo dos dois últimos séculos — as mais antigas, de 1862 —, de ferrovias, estradas, escolas, hospitais, postos, teatros e bondes. Enfim, todas as grandes obras da cidade foram fotografadas. Parte desse material foi reunida em duas obras de referência já publicadas: "Aspecto da Engenharia Civil em São Paulo — 1860 a 1960" (lançado em 1989) e "Memória do Transporte Rodoviário" (1997). Outros cinco livros estão prontos para ser editados.

Um marco importante para o processo do desenvolvimento urbano brasileiro foi a política de dominação promovida pelo Marquês de Pombal. Depois de 1750, quando foram negociados os tratados de fronteira com a América Espanhola, a coroa portuguesa mandou engenheiros para todas as terras que ficavam a oeste da linha de Tordesilhas, a fim de estabelecer os limites territoriais brasileiros. Ao mesmo tempo, ele deu início a uma política de aproximar ao máximo a paisagem urbana brasileira da portuguesa, como meio de assegurar sua possessão. Outra medida de Pombal estabeleceu a padronização das fachadas das casas em todo Brasil. Daí as semelhanças entre ruas e casas de cidades tão distantes como Belém, São Luís (MA), São Luís do Paratinga (SP) e Rio Grande (RS). O tratado regulador estabelecia minúcias como a fixação da distância dos intervalos entre paredes, portas e janelas de casas e prédios. Determinava também que a altura dos arremates das janelas coincidissem com a do prédio vizinho e que os telhados fossem idênticos (quando o terreno era plano) e seguissem um mesmo conjunto de linhas (quando era inclinado). Com isso, todas as casas de uma quadra eram semelhantes entre si, formando um conjunto, como se fossem um só edifício.

A preocupação do marquês aumentou após o início do ciclo do ouro em Minas Gerais. A correria pelo metal provocou um grande fluxo migratório de portugueses para o Brasil, que levou à criação de centenas de pequenas cidades. Para garantir a presença portuguesa, Pom-

bal procurou apagar os sinais regionais. Chegou a proibir o tupi, língua falada com fluência, nos lares de São Paulo, por causa das índias e das crianças. A medida obrigou ainda que no interior do Piauí e do Maranhão as vilas e cidades com nomes em tupi passassem a adotar referências portuguesas.

Os desenhos cartográficos mostram que havia uma preocupação comum quanto ao caráter artístico dos trabalhos e mapas. Seus autores operavam com cores, principalmente aquarelas. Cada ilustração tinha pelo menos até mais três cópias, também feitas a mão. As melhores eram mandadas para a corte, em Portugal. Esses trabalhos eram realizados pelos chamados engenheiros militares, formados na (escola) Aula de Arquitetura Militar de Lisboa. Não havia separação entre arquitetos e engenheiros. A eles cabiam os levantamentos de plantas das cidades existentes, os projetos dos novos povoamentos e a construção de edifícios. Os militares também ajudavam na administração municipal. A Aula de Arquitetura de Lisboa foi fundada por volta de 1598, em Portugal. A falta de pessoal, muitas vezes, levou o governo português a contratar militares franceses, alemães, ingleses e holandeses para a tarefa. A partir da segunda metade do século seguinte, os portugueses começaram a formar técnicos mili-

tares brasileiros, com a fundação de escolas em Salvador (1699), Rio de Janeiro, Recife e São Luís. A do Rio daria origem à Academia Militar (hoje em Agulhas Negras) e a Escola Politécnica da Universidade Federal do Rio de Janeiro. Entre os documentos encontrados pelos pesquisadores chamam a atenção as plantas dos quilombos. Ana Maria Xavier, coordenadora do projeto, recorda que, em meados do século XVIII, toda a população, incluindo os moradores dos quilombos, estava consciente de que as vilas e cidades poderiam ter planos geométricos. Nessa época, foi desenhada, por um oficial branco, a planta de um quilombo no Rio Vermelho, perto de Salvador (hoje um bairro da cidade), depois da tomada do local. O capitão que comandou a operação desenhou um acampamento do tipo militar sobretudo em linha reta, marcado em xadrez, exatamente como as vilas portuguesas da época. Reis Filho explica que o conhecimento de urbanismo veio da intensa presença dos filhos de escravos na vida cultural brasileira. De acordo com estudos do professor, os negros deixaram marcas em grande parte da produção da pintura, da arquitetura e da música nacionais. "Em Minas, chegamos a ter de seis a oito casas de ópera, com peças escritas e interpretadas por negros."

Outro achado curioso foi a cole-

ção original dos mapas feitos em 1617 pelo piloto holandês Dierik Reuters. Preso quando embarcava um carregamento contrabandeado de pau-brasil em Angra dos Reis, litoral fluminense, Reuters passou por prisões Rio, Olinda e Salvador. Até fugir, em 1618. Nas três cidades, o astuto marinheiro desenhou cada uma das três cidades destacando as fragilidades de seus sistemas de defesa — para ele, a investida contra as duas mais importantes cidades do Nordeste brasileiro deveria ser feita pela retaguarda, isto é, pelo interior, pois o litoral estava fortificado e sob constante vigilância. De volta à Holanda, ele publicou um livro no qual descreveu a melhor forma de invadir

o Brasil a partir dessas localidades. Os holandeses seguiram com exatidão suas orientações — o próprio piloto comandou uma tropa de ataque — quando invadiram Salvador, em 1624, e Pernambuco, em 1630. Seus desenhos estão preservados em Haia e até o momento haviam sido parcialmente reproduzidos em livro em preto e branco. A proposta do livro de Reis Filho, de sofisticação gráfica — que permitirá maior nitidez dos desenhos e mapas —, é oportuna também para se pensar numa edição comercial do trabalho de Isa Adonias. As duas obras resgatam o apogeu da cartografia nacional e situam as etapas de construção de um país de dimensões singulares. ■

brasil 500 d.c.

Cingapura

PAULO

domingo, 18 de julho de 1999 mais! 5 ■ 3

em pedaços

País encontra maneiras criativas de escapar do multirracismo oficial

HERMANO VIANNA
especial para a Folha

Na opinião de críticos e leitores da "Condé Nast Traveler", revista para turistas ostensivamente "sofisticados", há muitos anos a Singapore Airlines é classificada como a melhor companhia aérea do mundo. Então, lá estava eu no seu vôo SQ861, indo de Hong Kong para, é claro, Cingapura, não sabendo se tentava descobrir sinais do rio Mekong (e das paisagens de "Apocalypse Now") pela janela, ou se mergulhava na realidade asiática paralela de um dos incontáveis games da Sega (ou seria Nintendo?) que tinha à disposição no monitor de vídeo da minha poltrona. Para complicar mais a minha vida, a aeromoça ainda queria que eu fizesse uma escolha entre vários tipos de menus étnicos para o jantar.

Quando já tinha comido minha opção "international", a mais burra possível, e pensava estar livre de tanto questionamento, outra aeromoça me atacou: quer chá inglês ou chá chinês? Sem titubear, e sem pensar muito no assunto, respondi: "Chinês". A aeromoça, com o sorriso mais gentil que vi na vida, comentou: "Engraçado, só os ingleses pedem chá chinês. Todos os asiáticos escolhem chá inglês". Para não complicar ainda mais a enorme sofisticação e o fino humor de seu comentário multicultural (deixo ao leitor a tarefa de enumerar todas as implicações e, mesmo, com meus olhos "puxados", se fui classificado entre asiáticos ou ingleses...), nem lhe disse que sou brasileiro.

Sendo brasileiro, estando tão longe de casa e ainda por cima sendo antropólogo, viciado nas sutilezas da percepção sobre diferenças culturais, até que teria direito de interromper o serviço da aeromoça com algumas pergun-

tas. Qual seria, para ela, a razão da preferência asiática pelo chá inglês? E, já que os asiáticos estão longe de ser um povo culturalmente homogêneo, não seria possível identificar alguns padrões variados no gosto pelo chá de, por exemplo, chineses ou indianos?

Uma cidadã de Cingapura, com "feições" chinesas, que participava de uma equipe de bordo comandada por uma comissária de "traços" indianos, cujo uniforme era uma estilização chique e ocidentalizada da indumentária malaia tradicional, bem que poderia ter alguma coisa interessante para dizer sobre o assunto. Mas, não querendo transformar a viagem num vertiginoso debate sobre os mecanismos da construção identitária, resolvi continuar calado.

Meu silêncio tem limite. Já dentro do táxi que peguei no Changi, o aeroporto-shopping center (com até uma filial do Planet Hollywood) de Cingapura, minha curiosidade antropológica atingiu um nível incontrolável. Sobre a tela de computador que funciona como taxímetro, o motorista de "biotipo" malaio tinha colocado um Buda, daqueles sorridentes e enormes de gordos. Já fiquei com uma pulga atrás da orelha: os malaios de Cingapura não são constitucionalmente (explico depois) definidos como muçulmanos? Estava, então, diante de um espécime raro, minoritário.

De repente, no seu carro, começou a tocar um sininho, com um badalar singelo e, aos meus ouvidos contaminados por orientalismos baratos, levemente transcendental. Achei que anunciava a hora de oração, algo assim. Fiquei esperando educadamente o fim do badalar. Parou. Recomeçou. Não resisti: "O que esse sino significa?". O motorista apenas apontou para um outro sinal luminoso no seu painel de controle. Estava escrito: "Over the speed limit".



Artista prepara dragão para comemoração típica em Cingapura

Aquela visão atuou sobre a minha consciência com a bendita violência de um koan zen. Foi o que bastou para eu ter uma iluminação pós-moderna, ali mesmo, na hora.

Deixei de lado, por alguns momentos, as preocupações sobre "raça e história". Cai na realidade imediata. Cingapura nos é sempre apresentada como a terra que conseguiu unir capitalismo high-tech com controle político-social absoluto. Até a venda de chiclete é proibida, para não sujar as calçadas. O escritor cyberpunk William Gibson, horrorizado, disse que o país é uma "disneylândia com pena de morte".

Minha primeira experiência em solo cingapuriano já me fazia duvidar da extensão do controle, ou da introjeção desse controle pelos indivíduos, em suas vidas cotidianas. O motorista ultrapassava o limite de velocidade permitido naquela estrada e não parecia estar se sentindo nem um pouco culpado por isso. Outros carros nos ultrapassavam, mostrando que o desrespeito às leis do trânsito poderia ser tão generalizado quanto



Comemoração típica em Cingapura

no Rio ou em Nápoles. Não, aquela não era a imagem esperada de um país dominado pelo Big Brother travestido de Tigre Asiático.

Os cidadãos de Cingapura também encontraram maneiras criativas para suavizar a rigidez do multirracismo oficial imposto pelo governo. Apesar de o país ser tão jovem, tendo se tornado independente em 1965 (e dizem que o Brasil ainda é um país jovem...), sua política cultural já passou por duas orientações algo divergentes. Num primeiro momento, mesmo com a população classificada em "raças" distintas (chineses, a maioria da população; indianos; malaios; "outros"), havia o interesse nítido de criar uma identidade nacional cingapuriana, que se expressava preferencialmente em língua inglesa.

No início dos anos 80, dizendo estar mais preocupado com a "ocidentalização" (sinônimo, muitas vezes, de liberalismo e individualismo) da cultura do país, o governo mudou de atitude: passou a pregar a volta dos "valores asiáticos", obrigando inclusive todos os estudantes a aprender suas

"línguas-mães", isto é, as línguas faladas nos lugares de onde vieram seus antepassados.

Língua, cultura, religião e raça são termos que se confundem (o multirracismo, nesse caso, é um multiculturalismo) na Constituição de Cingapura. Para escapar da complexidade, da fragmentação e da mutabilidade quase infinita das maneiras como os cingapurianos se auto-identificavam, está constitucionalmente definido, por exemplo, que a língua mãe dos chineses é o mandarim (mesmo que seus antepassados, na realidade, falassem hokkien ou cantonês) ou que a religião dos malaios é o islamismo.

Tais escolhas políticas mostram, com clareza, como essas definições são sempre arbitrárias na sua tentativa de estabelecer fronteiras claras que ignorem mestiçagens e hibridismos. Se compararmos as opções de Cingapura com as da Malásia, país vizinho onde também há malaios, chineses, indianos e "outros", veremos que definições de identidade separadas por poucos quilômetros de distância podem variar drasticamente.

Na Malásia, as crianças "chinesas" podem estudar cantonês (por isso Kuala Lumpur consome, além de heavy metal malaio e dangdut indonésio, o pop de Hong Kong; enquanto Cingapura é dominada pelo pop de Formosa), e os malaios têm privilégios (por exemplo: mais vagas nas universidades; linhas de crédito exclusivas para suas empresas) de "bumiputras", termo derivado do sânscrito para "filhos da terra", mesmo tendo, em épocas remotas, também chegado ali como imigrantes, vindos (com algumas escalas, é claro) da África, como todos os seres humanos.

Os grupos mais obviamente mestiços (pois todos seres humanos são mestiços) têm que rebolar para encontrar um lugar nessa compartimentalização oficial. Os eurásianos de Cingapura resolveram reviver suas "raízes portuguesas" de Malacca (cidade, hoje da Malásia, conquistada por Afonso de Albuquerque em 1511, mas que só permaneceu sob o jugo de Lisboa por um século) e pe-

garam um vôo da Singapore Airlines para Macau, onde foram aprender as danças do Minho ("danças-mães?") que apresentam no desfile do Dia da Independência. Muitos deles acham isso tudo meio ridículo: prefeririam, em vez de eurásianos-cingapurianos, ser apenas cingapurianos; ou nem isso; prefeririam cuidar de suas múltiplas identidades (quem disse que temos apenas uma?) em paz.

Não estão sozinhos. Najip Ali, "malaio", apresentador de TV e líder da galera funk e descolorada de Cingapura, faz pregações de individualismo/tribalismo asiático radical, estabelecendo redes com estilistas de Bali e coreógrafas de KL (Kuala Lumpur, para os íntimos). Chris Ho, "chinês", roqueiro local, tem conexões cada vez mais fortes com monastérios budistas de Bancoc. E o grupo "TheatreWorks" produz peças em "singlish", linguagem mestiça das ruas de Cingapura (proibida pelo governo de ser usada em comerciais, isso numa televisão que muitas vezes tem legendas em três línguas e três alfabetos), e já estreou uma versão de "King Lear" com um mestre nô do Japão, um ator da ópera de Pequim, um dançarino clássico tailandês e rappers de todo o sudeste asiático.

Observar essa movimentação asiática, pró e contra mestiçagem, do ponto de vista "brasileiro", pode ser uma tarefa muito educativa, ou pelo menos que dê vida nova a debates já cansados da comparação obsessiva com o "caso norte-americano". Talvez as complexas experiências asiáticas nos ensinam, a partir de exemplos bastante evidentes, uma velha lição de Lévi-Strauss: a de que raça não existe e que cultura é outro departamento. Ou então nos façam compreender definitivamente aquilo que Joel Rufino dos Santos resumiu com precisão: "O racismo pode ser definido então como a imposição de relações de dominação disfarçadas sob a crença de que são raciais, isto é, de que há raças".

Hermano Vianna é antropólogo, autor de "O Mundo Funk Carioca" e "O Mistério do Samba" (Jorge Zahar). Ele escreve mensalmente na seção "Brasil 500 d.C.", da Folha.

CAVALGADA Cavaleiros percorrem 430 km entre Minas e S.

Marcha revive a sa

P, refazendo trajeto dos colonizadores pelo interior

ga do mangalarga

Fonte: Sindicato Rural de Amparo (SP)

Maratona testa animais

da Redação

Para os criadores de mangalarga a cavalgada que começa amanhã em Minas vai servir como um campo de provas para testar a resistência da raça após quase dois séculos de mistura.

O percurso é de 430 km, mais um tour pelo Sul de Minas que deve acontecer hoje. Todo o desempenho dos animais será acompanhado e registrado em planilhas.

A tropa passará por relevos distintos: as montanhas mineiras e o cerrado paulista.

“Vamos saber como está a criação, se ela ainda mantém as mesmas características para longas distâncias”, diz Eduardo Cintra, criador e membro do Conselho Técnico da Associação Brasileira de Criadores de Cavalos da Raça Mangalarga. Um dos objetivos é “oficializar” a raça como a ideal para o “hipoturismo” (turismo ecológico sobre cavalos).

Apoio

A estrutura de apoio montada pela organização do Raid Mangalarga inclui ferradores, veterinários, médicos e ambulância. O evento tem patrocínio da Ford e dos adubos Serrana.

“Tive a idéia de criar essa prova durante uma cavalgada pela região de Ribeirão Preto”, afirma Cintra.

Descontado o aspecto histórico, o percurso da cavalgada inclui ainda vales, rios, cachoeiras e montanhas.

Durante os acampamentos, a organização da prova vai realizar rodas de viola e churrascos.

A fazendeira Olívia Junqueira Franco, de Orlândia (SP), vai participar da prova com sua filha, seu pai e sua mãe.

“Estamos levando um caminhão como apoio e temos até um chuveiro a gás”, diz ela, que nunca enfrentou um percurso tão extenso a cavalo.

Olívia conta que é preciso bom preparo físico para as cavalgadas. “O desafio maior é chegar. Com certeza a viagem de meus antepassados deve ter sido muito mais difícil, mas não será fácil para a gente também”, diz a fazendeira. (JAB)

JOSÉ ALBERTO BOMBIG
da Redação

Percorrer 200 anos da história do Brasil em 430 quilômetros de cavalgada. Essa é a disposição dos cerca de cem cavaleiros que partem amanhã do município de Cruzília, no Sul de Minas Gerais, para Orlândia, nordeste de São Paulo, onde devem chegar no dia 31 deste mês.

A cavalgada refaz o trajeto dos colonizadores do nordeste paulista, homenageando a raça nacional mangalarga, que teve papel determinante no povoamento dessas regiões e está ligada a fatos importantes da história brasileira.

Na vinda da Família Real Portuguesa, em 1806, na Revolta Liberal de 1842 e na Revolução Paulista de 32, o mangalarga, de uma forma ou de outra, esteve presente.

“A história do mangalarga se confunde com a do Brasil, pois ele foi usado na colonização. Por isso a idéia de comemorar os 500 anos do descobrimento com a cavalgada”, afirma Eduardo Cintra, organizador do “Raid Mangalarga - A História de uma Raça”.

A largada será amanhã à tarde na fazenda Favacho, em Cruzília, onde o mangalarga se originou a partir de uma raça trazida para o Brasil pela Família Real.

O percurso, praticamente todo em estradas de terra, inclui fazendas nos municípios mineiros de São Tomé das Letras, Três Corações, Alfenas, Muzambinho e Guaxupé entre outros. No Estado de São Paulo, os cavaleiros passarão por Altinópolis e Batatais.

A rota foi utilizada pelas famílias portuguesas e brasileiras que colonizaram o interior.

Segundo Cintra, serão percorridos cerca de 45 km por dia, com paradas em fazendas ou hotéis.

O destino final será Orlândia (370 km de São Paulo), cidade do nordeste paulista que se tornou uma espécie de meca dos criadores da raça.

Em 1932, a força e a importância do cavalo já era tanta em SP que ele foi usado pelos fazendeiros na formação de um dos regimento da chamada Revolução Paulista.

A cavalgada deverá ainda se constituir em mais uma prova do circuito hípico brasileiro. Ela também servirá para monitorar o desempenho da raça, que se aprimorou com o tempo.

“Faremos um acompanhamento técnico dos animais”, diz Cintra, que é membro do Conselho Técnico da Associação Brasileira de Criadores de Cavalos da Raça Mangalarga, que apóia o evento.

De acordo com a associação, o mangalarga, além da resistência aliada à agilidade, tem como característica básica a docilidade. É um animal de sela por excelência, com membros e garupa fortes. Um bom reprodutor pode custar até R\$ 150 mil.

Cintra irá participar da cavalgada com a mulher, Helena, e com a filha Ana, de 11 anos.

Onde saber mais - Fazenda Sant'ana, tels. 0/xx/19/870-2311



HISTÓRIA



Soldados da cavalaria desfilam pelas ruas do centro de São Paulo durante a Revolução Constitucionalista de 1932

Cavalo chegou ao país com d. João 6^o e participou da Revolução de 1932

da Redação

A saga do cavalo mangalarga começa no início do século passado. Junto com o príncipe regente d.

João 6^o e sua corte, que fugiam de Napoleão Bonaparte, em 1806 chegaram ao Brasil os cavalos da raça álder criados em Portugal.

Esses animais acabaram sendo utilizados em cruzamentos que os aperfeiçoava para o trabalho nas fazendas, engenhos e minas.

Posteriormente, as raças árabe, puro-sangue inglês e anglo-árabe também foram adicionadas à mistura por criadores.

Segundo a Associação Brasileira de Criadores de Cavalos da Raça Mangalarga, a família Jun-



queira é a principal responsável pelo surgimento da raça, originalmente em fazendas do Sul de Minas Gerais.

Conta o fazendeiro Eduardo Diniz Junqueira, 73, que por volta de 1820 a coudelaria do Campo, em Ouro Preto (MG), já tinha cavalos de Gabriel Francisco Junqueira, o barão de Alfenas. "Foi por influência dessa coudelaria que surgiram animais melhorados", diz.

Segundo ele, a origem do nome está ligada à uma fazenda homônima do Rio de Janeiro.

"No Sul de Minas, os Junqueira venderam cavalos para o dono da fazenda Mangalarga, próxima de Vassouras (RJ). Por causa disso, as pessoas da corte começaram a ir para Minas comprar animais."

Com o declínio da atividade mineradora, as famílias, entre elas os Junqueira da fazenda Favacho, migraram para o interior de São Paulo e levaram os cavalos mangalarga, que seriam fundamentais na colonização, que teve como base a agricultura.

"Esse pessoal deixou a mineração para se dedicar à atividade agrícola em São Paulo", diz o professor Walter Cardoso, da Unesp (Universidade Estadual Paulista), campus de Franca.

Até então, final do século 18 e início do 19, o nordeste paulista servia apenas como rota para o caminho das minas de Goiás.

"A região não se povoou de maneira efetiva no século 18. Só com a chegada dos migrantes, dinâmicos e cheios de iniciativa, é que aconteceu a colonização",

diz Cardoso.

Ainda no século passado, o mangalarga teve participação em outro fato histórico: a Revolta Liberal de 1842, durante o Segundo Reinado.

O barão de Alfenas, um dos criadores da raça, estava entre os líderes do movimento, que acabou sendo reprimido no Sul de Minas pelo Duque de Caxias.

Já neste século, com os Junqueira plenamente estabelecidos na chamada Alta Mogiana (região nordeste de São Paulo), o mangalarga foi utilizado pelas tropas paulistas que lutaram na Revolução de 32, que uniu agricultores, industriais e a classe média. (JAB)

Onde saber mais:

www.cavalomangalarga.com.br

Raid Mangalarga

O que é cavalgada em comemoração aos 500 anos do Descobrimento do Brasil e à formação da raça mangalarga, que tem aptidão para longas caminhadas e foi importante na colonização do Sul de Minas e nordeste de São Paulo

Percurso: **430 km**

Distância média entre as cidades: **43 km**

Ficha da raça

Origem: Sul de Minas Gerais, Cruzamento de átilas com outros equinos

Número de criadores: **1.300**

Cavalos registrados: **170 mil**

Chegada:
Dia 31, em Orlândia

Orlândia

Batatais

Altinópolis

Monte Siao de Minas

Guaranésia

Muzambinho

Serra dos Lemes

Areado

Serrania

Alfenas

Varginha

Eloí Mendes

Três Corações

São Tomé das Letras

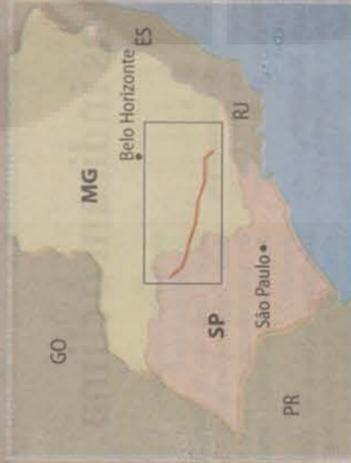
Cruzília

Saída

Dia 21, na fazenda Favacho, em Cruzília

MINAS GERAIS

SÃO PAULO



brasil 500 d.c.

Modos de fa

Para o filósofo espanhol Ortega y Gasset, as touradas eram fonte da alegria popular

S.PAULO

domingo, 25 de julho de 1999 mais! 5 ■ 3

zer a nação feliz

Náufragos

ADRIANA LOPEZ

Às vésperas de seus 500 anos, o Brasil tem a história de sua descoberta e colonização contada sob novos ângulos, longe do glamour das caravelas de Cabral, belos e gentis selvagens e natureza exuberante

Palavra 1/5
Aug. 99



A guerra constituía uma instituição fundamental das sociedades tupi-guarani. A guerra, uma constante e sangrenta disputa pelos *habitats* privilegiados, visando a captura do maior número de inimigos que, para horror dos primeiros cronistas europeus a presenciar esse singular costume, eram assados e comidos pelos vencedores em ritual antropofágico, era endêmica. O futuro "bom selvagem", da Carta de Caminha a Rousseau, era nada menos do que um guerreiro de muitos nomes, cada um correspondendo à quantidade de prisioneiros capturados, executados, ingeridos e oferecidos em banquete à taba.

**"Estou chegando eu, vossa comida."
Hans Staden, 1557**

Em seu "Diário da Navegação da Armada que Foi à Terra do Brasil em 1530", Pero Lopes de Sousa menciona que, antes de realizar o reconhecimento do litoral sul do continente americano, as embarcações portuguesas fundearam durante um mês e meio ao longo da ilha de Cananéia, depois conhecida como ilha do Abrigo, no litoral do atual estado de São Paulo. Lá encontraram alguns portugueses, entre eles um misterioso personagem que passou à história como o "bacharel de Cananéia". Cercado de filhas e genros, dizia ele estar ali há pelo menos 30 anos.

O expediente de "lançar" súditos portugueses em terras alheias havia sido utilizado com certa frequência durante o reconhecimento da costa ocidental da África. Os "lançados" eram, na maioria das vezes, degredados cujas penas haviam sido comutadas e foram, em muitos casos, precursores da colonização. Em certas ocasiões, estes desapareciam para sempre, incorporando-se às sociedades locais ou sendo por elas eliminados.

No transcorrer do século 15, a presença dos lançados provou ser útil aos designios do império português, embora fossem oficialmente

condenados pelo "desregramento" em que viviam. Produziram os primeiros mestiços da colonização e, mesmo à distância, intermediaram o contato entre as populações africanas e os comerciantes e negreiros portugueses. Muitos se tornaram "pombeiros", agentes do tráfico de escravos africanos. Havia também aqueles que se lançavam por vontade própria, marinheiros que preferiam a convivência com hereges e ímpios ao desconforto e privações da vida a bordo.

Quando começaram a frequentar as praias e enseadas do litoral do Atlântico Sul, os portugueses continuaram a "lançar" súditos no intuito de que aprendessem a língua do "gentio da terra" e, eventualmente, servissem de "línguas" (intérpretes). Uma das poucas menções que se tem sobre um certo degredado conhecido apenas pela alcunha de "bacharel" surge no testamento de Alvaro Caminha, capitão da ilha de São Tomé, redigido em abril de 1499.

O testamento de Alvaro Caminha ditava o seguinte: "Mando que seja tomado conta ao Bacharel, (...) concertando o inventário pelas vendas de suas cousas e tudo o que se achar, tiradas as despesas, seja feito em dinheiro e para arrecadação levado à Casa da Mina para se dar a seus herdeiros. E assim lhe dêem uma boa escrava moça, a qual serviu, e mereceu em certo tempo

A verdadeira identidade do personagem conhecido como "bacharel de Cananéia" é, até hoje, um mistério. Alguns historiadores consideram a possibilidade do "bacharel" mencionado ter sido nada menos do que João Ramalho, futuro sesmeiro e fundador da vila de Santo André da Borda do Campo, no planalto de Piratininga. Outros acreditam que ele foi um dos primeiros e grandes traficantes de escravos indígenas do litoral vicentino. O certo é que as investigações pouco avançaram além das informações reveladas pelo historiador português Jaime Cortesão no testamento de Alvaro Caminha.



que serviu de ouvidor, porque uma que tinha fica porque é velha e não lha dei senão para o servir." Quem era esse misterioso personagem, cujos bens haviam sido vendidos e que servia pena em São Tomé na ambígua situação de letrado e degredado? Por que motivos deixara a ilha?

O que se sabe ao certo é que um piloto chamado Bartolomeu Dias esteve na ilha de São Tomé e de lá partiu em fins de 1498 com rumo desconhecido. Junto com ele, teria partido o "bacharel", que -supõe-se- trocara as agruras do degredo pela vida de lançado nas terras do poente. A verdadeira identidade do "bacharel de Cananéia", misto de personagem de ficção e padrão vivo da soberania portuguesa em terras americanas, permanece um enigma. Há indícios de que o "bacharel" teria se tornado um grande traficante de escravos índios, dando continuidade à tradição dos "pombeiros" africanos.

No outro extremo da gama de personagens que participaram da epopéia da expansão ultramarina estavam aqueles que eram atirados involuntariamente, por assim dizer, em terras estranhas. Naufrágios e naufragos eram frequentes devido à precariedade das embarcações e à ação de corsários e traficantes de várias nacionalidades que disputavam rotas e mercados. Em alguns casos, como o de Diogo Alvares, o "Caramuru", que naufragou no litoral do atual estado da Bahia, casou com a filha do principal, a Paraguaçu, e foi recolhido por "entrelopos" (negociantes de pau-brasil) franceses, estes se tornaram figuras-

chave na pacificação do gentio. Em outros, como no do aventureiro alemão Hans Staden, correram o risco de serem por estes devorados.

Desejoso de conhecer a Índia, Staden embarca na Holanda rumo a Portugal em 1547. Lá consegue passagem como artilheiro numa nau destinada "às partes do Brasil". Ironicamente, o carregamento do navio era formado por degredados enviados pelo rei de Portugal para se tornarem colonos na capitania de Duarte Coelho, em Pernambuco. A viagem transcorre sem grandes sobressaltos, além das habituais calmarias e dos confrontos armados com embarcações estrangeiras. Dezesesseis meses depois, Staden retorna a Lisboa e de lá segue para Sevilha, onde consegue embarcar num navio que se aprestava para uma viagem ao Rio da Prata, "terra que devia ser muito rica em ouro", segundo relato de um viajante que acabara de aportar. Começam, então, os infortúnios do jovem artilheiro.

Ao chegar ao litoral vicentino, os pilotos da nau não conseguem localizar o porto desejado. Enfrentam fortes ventos e tempestades. Depois de vários contratempos, naufragam perto da ilha de São Vicente, onde são acolhidos pelos colonos portugueses. Lá, o jovem artilheiro recebe uma proposta de trabalho: cuidar da defesa de um posto avançado na ilha de Santo Amaro, sobre o canal de Bertioga, posição que havia sido recusada pelos soldados portugueses que a consideravam arriscada demais, pois não passava de uma precária casa dentro do local onde pretendiam construir um

BRASILILIEN

Mit den indigenen Völkern »andere 500 Jahre« gestalten

Schlußbotschaft der 13. Generalversammlung
des Indianermissionsrats – CIMI

Der Indianermissionsrat CIMI (Conselho Indigenista Missionário), eine der Brasilianischen Bischofskonferenz (CNBB) angeschlossene Organisation, lud vom 9. bis 13. August 1999 mehr als hundert Delegierte der elf Regionalstellen sowie etliche Gäste nach Luziânia, Bundesstaat Goiás, zur 13. Generalversammlung ein. Unter dem Titel: Mit den indigenen Völkern »andere 500 Jahre« gestalten – wurden künftige Perspektiven für die Arbeit diskutiert und Schwerpunkte festgelegt. Zum Abschluß des Treffens verabschiedeten die Teilnehmer die folgende Botschaft.

In dem Bestreben, mit den indigenen Völkern »andere 500 Jahre« zu gestalten, haben wir vom 9. bis zum 13. August 1999 in ökumenischem Geist der Brüderlichkeit und Hoffnung unsere 13. Generalversammlung abgehalten.

500 Jahre Kolonialisierung Brasiliens und das Jubiläum der 2000 Jahre Christentum haben uns herausgefordert, mit erneuter Begeisterung uns der Sache der indigenen Völker zu verschreiben.

Wir haben historische und theologische Betrachtungen über 500 Jahre Kolonialisierung angestellt und die gegenwärtige soziale, politische und kulturelle Situation der brasilianischen Gesellschaft analysiert, um die Aussichten auf Bündnisse mit anderen gesellschaftlichen Gruppen und die Perspektiven auf Autonomie der indigenen Völker zu begründen.

Mit diesen indigenen Völkern Brasiliens und des gesamten amerikanischen Kontinents wollen wir die Geschichte enthüllen – die ideologisch erzählt wird und der Mehrheit unbekannt ist. Wir wollen die »Helden« entmystifizieren, die für die Invasion von gestern oder für die Kapitulation von heute gegenüber ausländischem Kapital und für die ständigen Massaker und Völkermorde verantwortlich sind. Wir wollen die

echten Vorkämpfer herausstellen – Männer und Frauen, in ihrer Mehrheit anonym, Säulen des Widerstands und der Würde, Martyrer viele, weil sie ihrer Sache treu geblieben sind.

Wir gehen die Verpflichtung ein, immer deutlicher dem neoliberalen System eine klare Absage zu erteilen, das keine Vielfalt zuläßt und die Armen ausgrenzt; struktureller Feind der indigenen Völker, weil sie sich in ihren auf Gegenseitigkeit basierenden Kulturen weigern, sich den Regeln des Marktes und dem Klassensystem zu unterwerfen.

Großprojekte im Bereich des Bergbaues, der Wasserkraftnutzung, der kriminellen Umweltausbeutung und der genetischen Manipulation verletzen das Land, das Wasser und das Leben der indigenen Völker. Angesichts dieser Vernichtungsprojekte schließen wir uns dem »Gesellschaftsprojekt« eines vom Ausland unabhängigen Brasiliens an, frei von der Herrschaft interner Eliten und bestimmt durch einen souveränen, multiethnischen und pluralistischen Staat.

Wir fordern die Abkehr von diesem völkervernichtenden Prozeß der Privatisierung und Terzerisierung mit seinen unheilbringenden Konsequenzen für die indigenen Völker und alle Volksgruppen.

Um im Geiste des Evangeliums die Zielsetzung des Indianermissionsrats heute zu bekräftigen und die Optionen und Verpflichtungen dieser Versammlung zu konkretisieren, formulieren wir folgende Prioritäten:

- **Land**, Grundrecht der indigenen Völker, in der Gesamtheit des Territoriums und des kulturellen Habitats; Wiedergewinnung, Demarkation, Garantie.
- **Bildung**, mit dem Ziel der Autonomie der indigenen Völker und der Integrität ihrer Organisationen, sowie der ständigen Verbesserung der Schulung der CIMI-Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen.
- **Öffentlichkeitsarbeit** (Land, Gesundheit, Erziehung, Gerechtigkeit, Gesetzgebung...), in Frage gestellt, wenn die Rechte der indigenen Völker verletzt werden, soll sie für ihre Interessen eingesetzt werden.
- **Bündnisse**, mit Verstand geschlossen und immer in der umfassenden Perspektive einer gerechten und solidarischen Gesellschaft.

Quelle:
Kopie des Originals.
Übersetzung aus dem
Brasilianischen:
Anita Hartung.

Die rote Krone – rot vor Blut und vor Entrüstung – kann ein lebenswichtiges Wahrzeichen für die Erkenntnis sein, das Brasilien vor dem Brasilien zu erfassen, das Brasilien von gestern und von heute zu beurteilen und das Brasilien von morgen zu ermöglichen. Eine alternative Nation Brasilien, von der wir träumen, ist ohne die indigenen Gemeinschaften undenkbar. Genauso wie es undenkbar ist, die Auslandsschuld aufzuheben und die sozialen Inlandsschulden zu decken ohne die indigene Schuld des Landes, des Andersseins und der Autonomie zu zahlen.

Mit den indigenen Völkern – die Licht, Land, Wasser, Einsatz und Traum sind – und mit einem Brasilien, das in seinen Gedanken noch frei und in seinem Herzen solidarisch ist, wollen wir uns in anderer Weise der 500 Jahre erinnern und ein wirkliches Jubiläum der Befreiung und des Lebens feiern.

Luziânia - Bundesstaat Goiás,
13. August 1999

CIMI - Indianermissionsrat
□

11.8.99

500 anos: esta

Os festejos do V centenário do Brasil no próximo ano vão g

or Conta Própria • GAZETA MERCANTIL

festa promete

gerar oportunidades para empreendedores em várias regiões



Vertical watermark text on the right edge of the page.

Fabiana Biscaro,
Ana Lúcia Schettino e
Walquíria Henriques*
São Paulo e Brasília

O cenário principal remonta à chegada ao País de uma das caravelas da esquadra comandada por Pedro Álvares Cabral, em 22 de abril de 1500. Mas toda a história dos 500 anos do Descobrimento do Brasil, desde a saída da expedição de Portugal, passando pelos ciclos do pau-brasil, do ouro, do açúcar, do café, da industrialização, até a construção da capital da República no planalto central, poderá ser vista em Brasília. O Parque da Cidade, uma das maiores áreas verdes localizadas no coração da Capital Federal, vai abrigar um parque temático contando as etapas de nossa história depois da chegada dos europeus.

NEGÓCIOS - Se, por um lado, o projeto tem objetivo educacional e cultural, devendo trazer cerca de 1,2 milhão de estudantes da rede pública e privada do Distrito Federal (DF) para visitar o parque, por outro vai movimentar praticamente todos os segmentos da economia, desde a fabricação de embalagens, bonés, folders até a produção de vídeos. "Nossa estimativa é que deverão ser gerados entre R\$ 25 milhões e 30 milhões em negócios na concretização desse projeto", avalia José Noguchi, coordenador de Marketing da Federação das Indústrias do DF (Fibra), entidade responsável pela iniciativa do projeto. Desse total, a estimativa é que 80% sejam oportunidades para pequenos e médios empresários. Ele calcula que deverão ser criados mais de 200 empregos diretos, na edificação, e em torno de 2 mil postos de trabalho no período de funcionamento, entre 22 de março e 21 de maio do ano 2000.

O projeto, que vai ocupar em torno de 20 mil metros quadrados, cerca de 10% da área total do parque, tem um custo de R\$ 2,2 milhões com obras de infraestrutura e promoção.

O parque deverá ser custeado integralmente pela iniciativa privada por meio da participação em patrocínios ou com a comercialização dos cerca de 250 espaços para fins diferenciados, como alimentação, comércio de produtos temáticos, entre outros.

Estão previstas a construção de 30 casas temáticas, contando a história do desenvolvimento brasileiro; 27 casas regionais, mostrando os aspectos gastronômicos, turísticos, folclóricos e de literatura dos Estados; 15 casas européias, ressaltando a cultura do século XVI; um museu da his-

tória brasileira e mais cinco portais nas entradas do Parque da Cidade. Além dessas construções cenográficas, o projeto prevê também uma Torre de Belém, marco inicial da epopeia de Cabral; duas estátuas, uma de um índio pataxó, do lado brasileiro, e outra de Pedro Álvares Cabral, do lado português.

Todos esses espaços, segundo Noguchi, um dos idealizadores e coordenador do projeto, serão comercializados ou patrocinados. Nas áreas culturais, como as casas temáticas, o custo é de R\$ 100 por metro quadrado, cujo va-

Produtos já licenciados para uso da marca



Fonte: Character

Franquias funci

Agência de licenciamento Character, responsável pela arrecadação de royalties com a venda da logomarca dos 500 anos do descobrimento do Brasil, está desenvolvendo um projeto de franquia para a venda de produtos oficiais.

As franquias deverão começar a ser vendidas no final de outubro. O padrão das lojas está sendo definido, mas já é certo que serão quiosques de 9 ou 12 metros quadrados, em material metálico, com preço estimado em R\$ 25 mil para cada estrutura.

As lojas deverão funcionar até o final de 2001, quando se encerrarão as atividades dos governos federal e estaduais em torno dos 500 anos. Por isso, o ideal é que os franqueados sejam pessoas jurídicas, que não precisarão enfrentar a burocracia de abertura e fechamento de empresas para administrar o negócio por um período tão curto.

O aluguel dos espaços para a instalação das lojas será de responsabilidade dos franqueados, mas a procura dos pontos comerciais será feita pela Character, que dará preferência a lugares de grande circulação de pessoas, como aeroportos, estações rodoviárias,

lor dobra para os espaços comerciais, como casa regionais, que deverão ser viabilizadas com a participação dos Estados.

Os pequenos empreendedores que queiram vender pipoca, doces, ou cachorro-quente, por exemplo, podem participar destinando 10% da venda para o projeto. O controle será feito com base na demanda por embalagens (saquinhos de papel e de plástico) que serão fornecidas para o comerciante.

O parque temático é uma das iniciativas que estão sendo desenvolvidas em todo o País para

celebrar os 500 anos de Brasil.

Em 1992, o governo federal criou o Comitê Executivo para as Comemorações do V Centenário do Descobrimento, que conta neste ano com recursos de cerca de R\$ 12 milhões para financiar integralmente ou parcialmente projetos da iniciativa privada.

PORTO SEGURO - Empresas especializadas na prestação de serviços ou oferta de produtos para feiras de negócios e eventos também poderão encontrar oportunidades em Porto Seguro (BA). Tradicional destino de turistas de lazer, a cidade ganhará um espaço para convenções, com 5 mil metros quadrados para a realização de feiras e um pavilhão de convenções de 5,4 mil metros quadrados, além de espaço para restaurantes e lojas. A obra, orçada em R\$ 13 milhões, deverá ser finalizada em abril do ano que vem.

Batizada de Centro Cultural e de Eventos do Descobrimento, o empreendimento deverá impulsionar o turismo de negócios.

O centro está sendo implantado num espaço de 232 mil metros quadrados, numa região pouco urbanizada, a 10 quilômetros da área central do município, onde deverão surgir espaços para restaurantes, hotéis e empresas de serviços. O preço do metro quadrado de terrenos em Porto Seguro varia entre R\$ 80 e R\$ 120, mas nas redondezas do centro o valor poderá ser maior.

O governo baiano e a prefeitura local estão investindo R\$ 200 milhões em infra-estrutura, para comportar o fluxo de visitantes.

O diretor da Associação Brasileira da Indústria de Hotéis, regional de Porto Seguro, Pedro Souto, acredita que os turistas de negócios, com alto poder aquisitivo, deverão consumir serviços na área de esportes náuticos.

A cidade vai abrir outro empreendimento. O Terra à Vista Eco Resort é uma obra de US\$ 70 milhões, com cinco hotéis, oito pousadas, um condomínio residencial e um shopping center. ■

*Especial para o
Por Conta Própria

Oficial dos 500 anos



- Confeções (camisetas, pólos, moletons, regatas, camisas, blusas, calças, bermudas, meias)
- Bonés
- Brindes
- Cintos
- Bottons
- Necessaires
- Frasqueiras
- Artigos de papelaria
- Pochetes
- Mochilas
- Relógios
- Imãs
- Chinelos
- Tênis
- Cofrinhos
- Copos
- Cantis
- Canecas
- Baldes
- Jogos de toalhas
- Livros
- Guardanapos
- Adesivos
- Artigos para escritório
- Lancheiras
- Pratos

onam até 2001

shoppings ou lojas de rua situadas em grandes centros comerciais. A agência vem pesquisando o perfil de consumo nessas áreas para definir o mix de cada franquia. Nos aeroportos, por exemplo, o público é fortemente constituído por executivos, que compram, preferencialmente, produtos para seus filhos durante as viagens de negócios.

As unidades deverão oferecer suvenires, artigos de vestuário e esportivos, acessórios, brinquedos e itens de papelaria. As lojas deverão iniciar atividades com um investimento de R\$ 15 mil em produtos para comercialização, que deverão durar em estoque por dois meses. A expectativa de vendas de cada quiosque é de R\$ 30 mil por mês.

A negociação de compra de produtos será feita diretamente entre os franqueados e os fabricantes detentores da licença de uso da marca oficial dos 500 anos do descobrimento do Brasil. A Character deverá fornecer aos franqueados modelos de controle de estoque e de vendas. A empresa também vai se encarregar de monitorar a reposição de produtos. ■

(FB)

CEED



História



Navegador Vicente Yañez Pinzón: viagem pelo Hemisfério Sul e relatos sobre o Rio Amazonas

Quem chegou antes

Certa de que foi descoberta primeiro, cidade nordestina antecipa festa dos 500 anos

Quem descobriu o Brasil? Pedro Álvares Cabral não é a resposta certa na cidade pernambucana de Cabo de Santo Agostinho. As vésperas da comemoração oficial dos 500 anos do Descobrimento, Cabo de Santo Agostinho bate pé pela primazia de ser o local onde o primeiro europeu pisou no Brasil. Não se trata de um português, mas do espanhol Vicente Yañez Pinzón, em 26 de janeiro de 1500, três meses antes de Cabral. Pinzón é um personagem célebre, mas por causa de outro descobrimento, o da América. Ele era o capitão da *Niña*, uma das três caravelas de Cristóvão Colombo, em 1492. Viajou para o sul mais tarde e foi o primeiro europeu a encontrar a foz do Rio Amazonas. Até lavrou um documento tomando posse da nova terra, que só não foi reconhecida porque o Tratado de Tordesilhas, assinado em 1494 com a Espanha, reservava para Portugal essas terras. Se chegou mesmo a Cabo de Santo Agostinho é outra história.

Pinzón partiu com uma esquadra de quatro caravelas do porto de Palos de la Frontera, sua cidade natal, em novembro de 1499. Na manhã de 26 de janeiro de 1500, avistou terra. Ao contrário de Cabral, que encontrou índios amistosos, o espanhol foi recebido a flechas pelos potiguares. Morreram vários espanhóis, e 36 índios foram capturados e levados para a Europa. A expedição está registrada em documentos da época e é amparada por pesquisas de historiadores desde o século XVI. O nebuloso é o ponto ex-

A primeira viagem

Os historiadores divergem sobre a rota de Pinzón e o ponto de chegada, em 1500. Veja as possibilidades



to em que a esquadra aportou depois de passar por Cabo Verde. Há três hipóteses (veja mapa). O historiador português Duarte Leite acredita que foi ao norte do Cabo Orange, na fronteira com a Guiana Francesa. Os espanhóis apostam no Cabo de Santo Agostinho. Já o historiador brasileiro Francisco Adolfo de Varnhagen batia pé em Ponta do Mucuripe, no Ceará. "Pinzón veio antes de Cabral. Mas isso nada significa para a História brasileira", opina o almirante Max Justo Guedes, diretor da Divisão de Patrimônio Histórico e Cultural da Marinha.

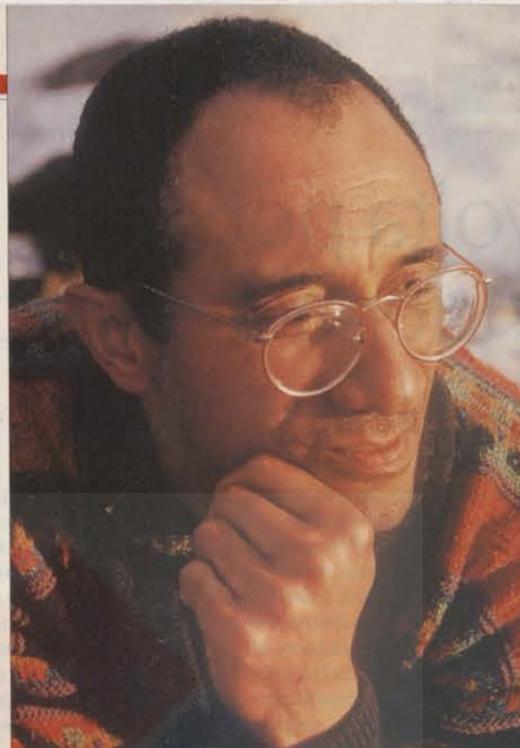
Em Cabo de Santo Agostinho ninguém dá atenção às provas em contrário. As comemorações começam em novembro com a assinatura de um convênio de fraternidade com a cidade de Palos de la Frontera. A partir de 26 de janeiro, haverá missa, peças teatrais e um seminário com historiadores brasileiros, portugueses e espanhóis. O nome Cabo de Santo Agostinho foi dado em 1501 por Américo Vespúcio, cujo prenome serviu para denominar todo o continente. Pinzón tinha chamado o lugar de Santa María de la Consolación, se é que se está falando do mesmo lugar. A 33 quilômetros do Recife, Cabo de Santo Agostinho tem 150 000 habitantes, praias belíssimas, vive do turismo e do complexo industrial de Suape. A prefeitura quer aproveitar os 500 anos para atrair mais turistas. Mesmo que seja preciso reescrever a História do Brasil. ■

Eduardo Nunomura

50 ANOS

ACERTO DE CONTAS
Dono de vasta bibliografia sobre Gonzaga, o tetraneto Carlos quer dar palestras sobre ele e expor em Ouro Preto

VIDA RECONSTRUÍDA
No desterro, Gonzaga achou nova musa, Juliana, e teve dois filhos



HISTÓRIA

Tributo ao avô poeta

Parentes moçambicanos de Tomás Antônio Gonzaga querem doar ao Brasil casa na ilha de seu desterro

A história de amor que o inconfidente Tomás Antônio Gonzaga (1744-1810) viveu no degredo, em Moçambique, se não o inspirou a bisar "Marília de Dirceu", ao menos produziu resultados mais práticos - uma robusta linhagem de descendentes africanos. Um de seus ramos está oferecendo à Universidade Federal de Ouro Preto um imóvel na ilha de Moçambique - localizada a 3,5 quilômetros da costa, com área de 1,5 quilômetro quadrado - para abrigar um pólo de difusão da cultura brasileira na África. Não é, porém, a casa onde Gonzaga passou a viver ao se casar com Juliana Mascarenhas, em 1793, nove meses após sua chegada para cumprir pena de desterro por envolver-se na Inconfidência Mineira.

A oferta partiu de João Pinto de Magalhães, trineto do poeta, e sua mulher, Berta. Foi encaminhada à Embaixada do Brasil em Lisboa por intermédio do filho do casal, Carlos Pinto Magalhães, 45 anos. O tetraneto Carlos não carrega

o sobrenome famoso, perdido logo na segunda geração. Com Juliana, o inconfidente teve dois filhos: Alexandre, sem descendentes, e Ana, que preservou a linhagem. Sustentou-os trabalhando na Alfândega e como advogado.

Refúgio do poeta, Moçambique tornou-se saudade tanto para o trineto João quanto para seu filho após a ascensão dos marxistas, em 1975. Carlos partiu em seguida, às pressas, rumo a Portugal, interrompendo o curso de Medicina em Maputo no primeiro ano - o pai, abastado comerciante, o seguiu, sem nada levar, no início dos anos 80 e, hoje, aos 79 anos, mora com a mulher e três filhas em Parede, vila próxima a Cascais. O varão acabou se formando em Educação Física no Porto, onde também dava aulas de dança africana. Depois de uma passagem por Paris, casou-se com uma suíça e mudou-se para Berna, onde trabalha como professor universitário de Ritmo e Dança Primitiva. Mas não esqueceu seu povo. Organizou uma ex-

posição fotográfica e de utensílios nativos da população da ilha, recém-exibida na Universidade de Genebra.

Carlos recorda dos tempos do liceu, em que freqüentemente os professores citavam Camões e Gonzaga, poetas que viveram algum tempo na ilha. Depois, entraram para o index negro do regime marxista. "Representavam o colonialismo", explica. O mais ativo guardião da memória de Gonzaga na família, Carlos corresponde-se com estudiosos brasileiros. Sonha em levar ao Brasil, especialmente a Ouro Preto, a sua exposição sobre a ilha e também discorrer sobre o antepassado famoso. Mas, até agora, as respostas foram raras. E desanimadoras.

Além do desconhecimento no Brasil sobre a ilha, os obstáculos são grandes: apesar de tombada como patrimônio da humanidade pela Unesco, ela está em acelerado processo de degradação. O acesso é difícil, o que inviabiliza iniciativas turísticas. E o governo moçambicano, passada a guerra civil, tem outras prioridades e pouco interesse em recuperar o lugar. Apesar das diferenças, o Brasil não tem igualmente boas notícias para os Magalhães. Acossada por cortes de verba, a universidade avisa não poder bancar a restauração e a conservação do imóvel, agradece e declina. ■

ADELTO GONÇALVES, DE LISBOA

500 ANOS

A volta por cima de um condenado à morte

O genuíno Mr. América talvez fosse um degredado



Alexandre Sant'Anna/FotoA

“O relato de Ribeiro foi a fonte da maior parte das informações reunidas por Vespúcio sobre o Brasil, supõem alguns analistas.”

Afonso Ribeiro. Poucos personagens ligados ao Descobrimento do Brasil estimulam tanto a imaginação quanto esse “mancebo degredado, criado de dom João Telo”. Ribeiro foi um dos dois homens abandonados na Bahia pela frota de Cabral, quando, em 2 de maio, a esquadra içou velas rumo à Índia. Neste instante, Ribeiro e seu companheiro de infortúnio romperam em prantos, na praia. Seu choro foi tanto que “os homens daquela terra lhes confortavam e mostravam ter deles grande piedade”, de acordo com o documento conhecido como Carta do Piloto Anônimo. Ribeiro e o colega eram condenados à morte cuja pena fora comutada em degredo. Não foram os primeiros “lançados” da história das navegações portuguesas. Nem eram os únicos degredados da frota de Cabral: outros três seriam deixados na costa oriental da África. Mas circunstâncias os tornariam razoavelmente famosos, em especial Afonso Ribeiro, citado na carta de Pero Vaz de Caminha.

À dupla caberia aprender a língua dos nativos e averiguar que riquezas a nova terra porventura possuía. Serviriam de intérpretes e informantes em futuras expedições à Terra de Vera Cruz. Mas quem poderia ter certeza de que iriam aportar no mesmo local onde Cabral lançara âncoras? E como reagiriam os nativos à presença de Ribeiro, já que, nas nove noites anteriores, não haviam permitido que ele pernoitasse na aldeia?

Essas respostas, e muitas outras, poderiam ter sido sugadas na voragem da História. Mas acabaram ficando conhecidas porque, 20 meses após seu desesperado pranto à beira-mar, Afonso Ribeiro e colega foram recolhidos pela primeira expedição enviada por dom Manuel para explorar o Brasil. Era comandada por Gonçalo Coelho, pai de Duarte Coelho, futuro donatário de Pernambuco. Dela fazia parte o cosmógrafo florentino Américo Vespúcio.

Após tocar em terra nos arredores do Cabo São Roque, no Rio Grande do Norte, a diminuta frota de Coelho e Vespúcio foi seguindo a linha da costa em direção ao sul e, em dezembro de 1501, chegou à Baía de Cabralia. Ali encontrou e recolheu Afonso Ribeiro e o outro “lançado”. Ambos tinham muito a revelar – e seu relato iria se transformar num dos maiores best-sellers da Europa renascentista.



Reprodução

DECALQUE
Vespúcio deve sua glória a uma carta cujo teor era similar ao da versão de Afonso Ribeiro

■ O Mundus Novus de Afonso Ribeiro

Se a América hoje se chama assim, o motivo principal talvez seja o sucesso da carta Mundus Novus, escrita por Américo Vespúcio, sobre sua viagem ao Brasil. Alguns analistas de sua obra supõem que a maior parte das informações que ele reuniu sobre os costumes tribais dos nativos do Brasil tenha sido obtida não *in loco*, mas através do minucioso relato feito por Afonso Ribeiro. Refor-

ça tal teoria a semelhança entre a narrativa de Vespúcio e o relato transcrito por um tabelião. Em 1503, Valentim Fernandes registrou em “ato notarial” o depoimento “de dois homens, abaixo assinados, que na dita terra (o Brasil) moraram durante 20 meses”. Um deles era Afonso Ribeiro. De volta a Portugal, absolvido, ele não podia suspeitar que seu relato ajudaria a batizar um Novo Mundo.

Acredite se puder

Faxina mostra que no Ministério da Agricultura acontecem coisas além da imasinção

Polêmica com Mendonça Fortalece Malan

Ciência

O gênio português

Novos estudos mostram como avanços na tecnologia permitiram os descobrimentos

Pablo Nogueira

Durante décadas, o estudo dos descobrimentos portugueses foi seara exclusiva de historiadores. Às vésperas da comemoração dos 500 anos da vinda de Pedro Álvares Cabral ao país, chegou a vez de os cientistas se ocuparem do assunto. Físicos e especialistas em tecnologia estão esmiuçando todo o conhecimento naval e geográfico reunido pelos viajantes portugueses para recontar a História com base em outro ponto de vista. Querem mostrar que Portugal foi o primeiro Estado moderno a se valer da ciência da época para executar um projeto de expansão política e econômica. Algo como se aquele pequeno país, ainda com um pé na Idade Média, desenvolvesse uma versão renascentista do programa Apollo, que levou o homem à Lua, ou do projeto Manhattan, a equipe internacional de cientistas reunida pelos Estados Unidos para construir a bomba atômica. "Normalmente a história da ciência só começa a ser contada a partir de Galileu, e ignoram-se completamente as contribuições que vieram da Península Ibérica", diz a física Marília Junqueira, da Universidade de São Paulo, USP, coordenadora de uma pesquisa sobre o assunto. "Estudar as criações portuguesas é uma maneira de reivindicar uma herança da própria ciência brasileira", explica.

No início do século XV, o conhecimento científico era estante e passava longe das aplicações práticas. O que se sabia de astronomia, por exemplo, não era usado para orientação dos viajantes. Os astrônomos lusitanos se debruçaram sobre os problemas do cotidiano em alto-mar e foram os primeiros no uso da matemática e na aplicação da trigonometria para calcular rotas. Melhoraram os mapas desproporcionais e aperfeiçoaram os instrumentos de navegação. A maioria das invenções portuguesas foram, na verdade, engenhosas adaptações de instru-

mentos já conhecidos. É o caso do astrolábio, usado pelos astrólogos árabes para prever o futuro. Os portugueses o transformaram num instrumento portátil capaz de mostrar a posição do barco em relação ao sol. Eles construíram também as embarcações mais avança-

das da época, preparadas para empreender longas viagens em alto-mar. "Do ponto de vista tecnológico, o Renascimento começa em Portugal", diz o pernambucano Celso Melo, professor de física da Universidade Federal de Pernambuco e especialista em ciência das navegações.

A unidade de velocidade marítima usada ainda hoje, o nó, foi inventada pelos portugueses, com base em um método engenhoso. Os nós originais eram dados numa corda, a distâncias equivalentes ao comprimento do casco de um navio. Em alto-mar, amarrava-se a corda a um barquinho, que era lança-

As invenções portuguesas que revolucionaram a navegação a partir do século XV



A rosa-dos-ventos ganhou marcações graduadas, o que permitiu calcular com precisão as rotas de navegação

As velas eram muito maiores, para aumentar o aproveitamento da força do vento

Os canhões passaram a fazer parte dos barcos e criou-se um navio especial para batalhas, o galeão. Pedro Álvares Cabral foi o primeiro a bombardear uma cidade a partir do mar



80 3 de novembro, 1999 veja

OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER
40 41 42 43 44	44 45 46 47 48	49 50 51 52
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31	1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31	1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31

OKE Tillner GmbH & Co. KG
Hansaring 7 · 49504 Lotte
Telefon 0 54 04 1952-0
Telefax 0 54 04 1952-200

Branch: Am Willersberg 231
98663 Ummerstadt
Telefon 03 68 71 12 01 21
Telefax 03 68 71 12 01 25

THURSDAY

FRIDAY

SATURDAY / SUNDAY

do ao mar. Um marinheiro ficava na amurada, com uma ampulheta na mão. Como não tinha velas, o barquinho ficava parado enquanto o navio se afastava e a corda ia se desenrolando. Pelo número de nós era possível saber a distância percorrida com relação à miniatura. A ampulheta informava o tempo gasto no percurso. A princípio, a medida, hoje cravada em 1,8 quilômetro por hora, era um tanto arbitrária. Mas funcionava muito bem. Os navegantes portugueses também deram jeito de

aferir as precárias bússolas do século XV. Isso porque o mecanismo era atraído pela movimentação de cargas de metais nos portos ou mesmo pelo simples deslocamento dos canhões dentro do navio. Depois que o instrumento se tornou mais confiável, foi possível usar tabelas e fazer cálculos matemáticos para orientar a rota. Sem esses avanços, os portugueses jamais teriam podido manter o comércio com a Índia, a China e o Brasil.

A construção naval foi um capítulo à parte, já que os portugueses criaram as primeiras embarcações capazes de enfrentar travessias oceânicas. A maior façanha foi recolher as várias tecnologias existentes no Mediterrâ-

neo e aplicá-las em barcos inovadores. É o caso do uso combinado de velas redondas (que só permitiam viagens com vento de popa) e latinas (para andar com vento lateral) para navegar qual fosse a direção do vento. Também dobraram o tamanho das velas e aboliram os remos, comuns na navegação da época. Os cascos eram reforçados e montados segundo indicações precisas. A construção de um barco utilizava madeira de até oito tipos de árvore, uma para cada parte da estrutura. Havia instruções ainda sobre a melhor hora do dia para efetuar o corte nas árvores. Em alguns casos, os troncos eram enterrados na areia durante um ano até adquirir uma textura ressecada, capaz de resistir à umidade e à corrosão pelo sal marinho.

Os portugueses fabricaram ainda embarcações com funções específicas. As explorações eram realizadas nas caravelas, pequenas, ágeis e mais fáceis de manobrar. Na iminência do lucrativo comércio com as Índias, criou-se a nau, um barco imenso, com capacidade para mais de 500 toneladas, dez vezes maior que uma caravela. Com compartimentos para canhões e pouco casco acima da linha-d'água, os galeões foram os primeiros navios construídos para guerra em alto-mar. O formato de seu casco os fazia parecidos com os antigos navios a remo, as galés, só que em tamanho maior. Daí o nome galeão. O florescimento da ciência marítima em

Portugal durou um século e meio. Entre os reinados de dom João I e dom João III, Lisboa se tornou um efervescente centro de sábios, aventureiros e mercadores. Era uma das cidades mais cosmopolitas da Europa, a capital que jogou no ocaso as grandes potências navais italianas de Gênova e Veneza. O ciclo acabou com a morte do rei dom Sebastião na Batalha de Alcácer Quibir, no Marrocos, e a conseqüente anexação de Portugal pela Espanha em 1580. Foi um período de ouro que agora até começa a ser chamado de primeira globalização pelos historiadores. "É uma das chaves para entendermos o que acontece no mundo de hoje", diz o historiador José Jobson de Andrade Arruda, da USP, especialista em história de Portugal.



Embarcações de alto-mar passaram a usar as velas latinas junto com as quadradas e redondas, o que permitiu aos portugueses navegar até com ventos desfavoráveis

O astrolábio, uma pesada peça utilizada por astrólogos árabes, foi transformado num instrumento portátil para orientar a navegação com base na posição do Sol

Duas novidades na estrutura:
 ✓ Casco mais alongado facilitou a manobra dos navios
 ✓ Paredes mais grossas com várias camadas de madeira e até 45 centímetros de espessura tornaram as naus mais resistentes

Fontes: Celso Melo, da Universidade Federal de Pernambuco, e Francisco Domingues, da Universidade de Lisboa

WANDER MENDES

FOLHA DE S. PAULO

domingo, 7 de novembro de 1999

brasil 500 d. c.

Luíz Costa Lima passa a escrever na Folha

Dorf (2/5)
musik?

ITE



LUIZ COSTA LIMA
especial para a Folha

Em "As Iniciais" (Companhia das Letras, 1999), Bernardo Carvalho aprofunda o clima indagativo que singularizava seu livro anterior, "Teatro" (1998). De sua singularidade resulta o que o crítico português Eduardo Prado Coelho chamou de fascínio "insidiosamente perverso". Já seu aprofundamento corre por conta do que liga os dois romances, com a vantagem presumível do último. Tanto em "Teatro" como em "As Iniciais", é evidente o contraste entre duas condições nacionais: a ambiência de uma grande potência e um "outro lado" — em "Teatro", um país vizinho e miserável, em "As Iniciais", um país emergente, à beira de ser tragado por uma catástrofe financeira mundial.

Mas a substituição de um miserável vizinho por um ameaçado distante nada diz do alegado aprofundamento. Ele dependerá de a caracterização seguinte ser capaz de apontar para correção do que ainda parecia prejudicar o livro anterior: o fato de que nele nenhum segmento deixava de se encaixar e então fazer pleno sentido. Correção, pois, da excessiva simetria.

"As Iniciais" já se encontra bem avançado quando o narrador escuta uma voz esganiçada que anuncia a tese: a vida em geral é o câncer do universo. E seu corolá-

+

A ficção mistificante

rio: o capitalismo é o câncer de si mesmo. Ao aproximar-se, o narrador compreende que é um ator, ensaiando um esqueleto. Logo é ele exposto para os convidados ao jantar que os reunia e recebido "às gargalhadas". O ator, ademais, já fora encontrado pelo narrador: ainda que secundário, já estivera na primeira parte do relato. O reconhecimento é o primeiro elo que une as partes do relato, apesar da distância geográfica que as separa.

A primeira se passara em lugar antípoda. Nela, o narrador, então correspondente de um jornal —por suposto, do lado de cá—, começara seu relato por informar ao jornal que saía de férias. Nada de palpante havia a anunciar. Era agosto e todos saíam da cidade. Nada de novo se acrescentara desde o anúncio pelo presidente que o país iria se juntar aos aliados e entrar em guerra. A guerra estourava bombas "no outro lado do mundo, no deserto". Ali, de onde o correspondente falava, nada sucedia. O correspondente dirige-se pois para o interior da potência em guerra. Mais precisamente, para um mosteiro restaurado e convertido em "centro cultural".

Fora convidado com outros: artistas, herdeiros, administradores de grandes fortunas, seus amantes e parasitas. O local situava-se numa ilha do tipo da "isla al mediodía", de Cortázar, isto é, de ilha pertencente ao tempo que arrui-

nara seu caráter tópico de "longe da multidão enlouquecida". Os que ali se reúnem são referidos apenas por suas iniciais.

Sobre o grupo em férias na ilha, como em todo o relato, paira um clima detetivesco. As atitudes das personagens criam suspeitas, quer de sedução, quer de embuste, quer de crimes talvez cometidos, quer de identidade. As suspeitas criam versões contraditórias —que, no entanto, ao contrário do gênero detetivesco, não se esclarecem. O método de Georges Simenon e Agatha Christie converte-se noutra coisa. Menos em história emocionante do que em estímulo para a reflexão.

A caracterização ganha em rapidez se se concentra na figura que centraliza os convidados. Era um ex-jornalista, que conseguira a cessão do antigo mosteiro e se dedica a escrever um interminável diário. O escritor está "contaminado", como alguns de seus parceiros. Em breve, ele próprio morrerá. Há, portanto, duas guerras simultâneas: uma, embora declarada, não incomoda aos deste lado; a outra, só eufemisticamente declarada, devasta suas vítimas. Esses elementos formam a parcela sócio-bio-política dos parâmetros espaço-temporais do romance.

Embora a morte esteja à espreita de todos, todos parecem ativos no desempenho de seus papéis. Estes começam a se desenhar pela força desempenhada pela imita-

ção. O próprio narrador se declara imitador do autor do diário infinito. Mas de que tratava o diário? De fatos? Não. Sem pudor, o diário misturava vida e ficção. "O quanto seus romances tinham de autobiográficos, também os diários tinham de ficção". Eis pois a segunda parcela dos parâmetros do romance: a partir do exemplo do centro do "mosteiro", vida e ficção se mostram confundidas, a ficção é mistificada.

Essa mistificação não é um mero apêndice do enredo, mas parte essencial da estrutura. Três traços o mostram: (a) em certa cena, o escritor memorialista veste-se com esmero, ilumina a igreja e grava um vídeo que, embora esfumado, é vendido à TV.

A "militância da mistificação de si mesmo" faz parte do mecanismo da "indústria cultural"; (b) a voracidade com que todos se dispõem a entrar no processo mistificatório, "como se só pudessem ser reais no texto"; (c) a denúncia por um dos participantes de que a mistificação dava ensejo a uma nova religião: a criatura substituída o Criador. Curiosa sociedade em que a falta de nomes se põe a serviço da mais extrema individualidade.

Embora tenha se expressado de modo bastante polido, o denunciante é entendido pelo mistificador. Segundo uma das interpretações que passa a circular, o escritor mistificador é responsável pelo desaparecimento daquele. En-

gião do eu, desempenha papel primordial. Ainda quando jornalista, fora encarregado de entrevistar um mágico que perdera sua fama ao errar na execução de um de seus truques favoritos. A reportagem fracassara e, despedido da revista para a qual trabalhara, decidira tornar-se escritor.

A questão sobre a qual tratam a personagem que o recorda e o narrador é se o repórter transmitira de fato a explicação do mágico ou preferira guardá-la para si. Observa então a personagem que relata o episódio: a "verdadeira mágica" só pode "surgir das falhas, dos erros justamente, e nunca das fórmulas". Ora, o narrador se apresentava como discípulo do

escritor agora morto. Em que, pois, consistira o "erro" de "As Iniciais"? Diria: em fazer do romance, normalmente tido como uma espécie de divertimento, uma reflexão ficcional sobre o estado do mundo, do mundo da ficção em particular, e do mundo globalizado; dos vírus, ameaças, mistificações e catástrofes que particularizam um e outro. Contra a mistura vida e ficção, em que cada uma se justifica pela outra. Contra a ficção mistificante, a ficção como problematização da vida.

Luiz Costa Lima é ensaísta, crítico e professor da Uerj e da PUC-RJ, autor de "Vida e Mimesis" (Ed. 34), entre outros. A partir de hoje, ele passa a escrever mensalmente na seção "Brasil 500 d.C."

ADRIANO SCHWARTZ
Editor-adjunto do Mais!

Tratar de autores novos ou menos conhecidos e de obras lançadas recentemente no mercado editorial brasileiro é o principal propósito do crítico literário e professor Luiz Costa Lima nos artigos mensais que fará para a seção "Brasil 500 d.C." (depois de Cabral), da Folha.

Costa Lima, que estréia hoje no Mais! (leia o texto abaixo), vem se apresentar, nesse espaço, aos filósofos Bento Prado Jr. e Marilena Chaui, aos historiadores Evaldo Cabral de Melo e José Murilo de Carvalho — e que permaneça o mesmo — e ao geógrafo Milton Santos, ao antropólogo Hermano Vianna e ao psicanalista Jurandir Freire Costa.

Um dos mais importantes teóricos da literatura do país, com obras publicadas inclusive no exterior, em locais como Estados Unidos e Alemanha, e um dos principais analistas da literatura brasileira recente, com textos sobre Machado de Assis, Euclides de Cunha, Carlos Drummond de Andrade e João Cabral de Melo Neto, entre outros, Luiz Costa Lima é professor titular de literatura comparada na Universidade do Estado do Rio de Janeiro e professor titular da Pontifícia Universidade Católica do Rio de Janeiro (PUC-RJ) no programa de história social da cultura.

Sobre sua obra, acaba de ser lançada pela Editora Record o livro "Máscaras da Mimesis" (organização de Hans Ulrich Gumbrecht e João Cezar de Castro Rocha), que traz 21 ensaios de autores como, por exemplo, Benedito Nuto, Flora Süssekind, Wolfgang Iser e Barbara Cassin.

No início do ano que vem, provavelmente em março, Costa Lima, que concedeu a entrevista a seguir por telefone, deverá publicar o livro "Mimesis - Desafio ao Pensamento", pela Civilização Brasileira. Trata-se de, como o próprio nome indica, uma nova

análise daquilo que o autor considera como sua "obsessão pessoal", a idéia de mimesis.

Folha - Como o sr. analisa o momento atual da literatura brasileira?

Luiz Costa Lima - A impressão que eu tenho é que o momento maior da literatura brasileira hoje é na poesia, pelo surgimento de vários e vários poetas que se destacam em relação aos prosadores. Estes, com poucas exceções, parecem-me atraídos —o que provoca uma facilitação do texto— pelo mercado. O fato de que a poesia, a priori, venda pouco a torna menos suscetível de ser afetada pela simplificação exigida pelo mercado.

Folha - Essa simplificação é um fenômeno mundial?

Costa Lima - Posso supor que é um fenômeno mundial. O fato é que, em um mercado muito mais complexo, como o europeu ou o norte-americano, há lugar tanto para o best seller, um texto facilitado, quanto para um texto mais exigente.

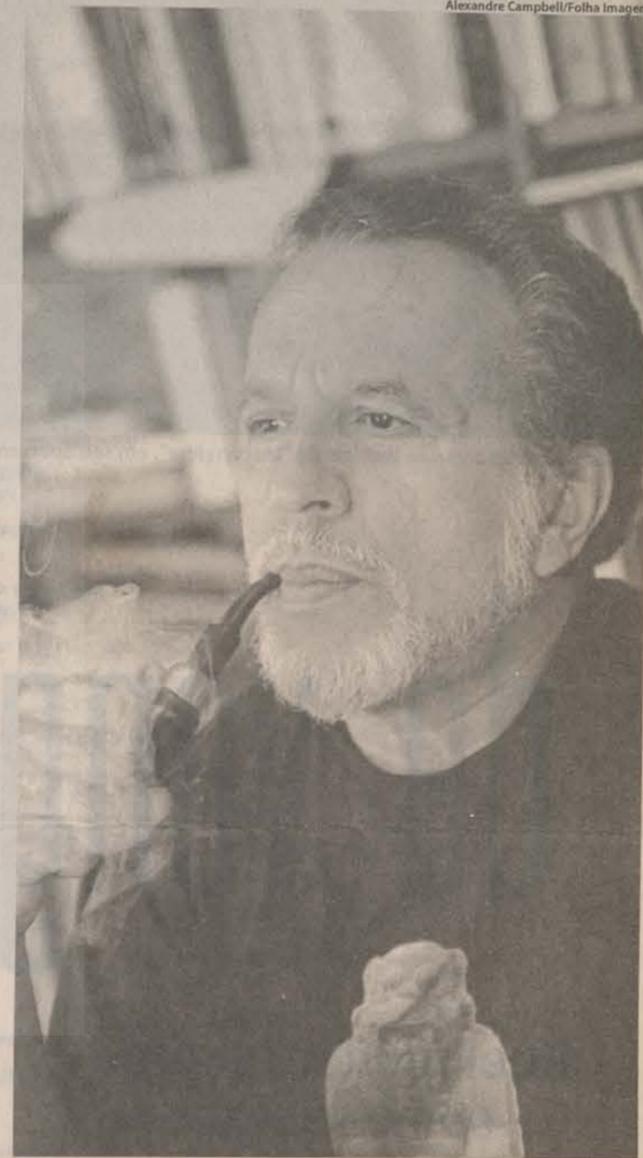
No caso europeu, os nomes recentes que me vêm à cabeça seriam Thomas Bernhard, que morreu jovem, ou Ingeborg Bachmann, uma companheira de geração do Bernhard, que morreu jovem também. No caso americano, há vários, o último Norman Mailer, Philip Roth e outros. No caso francês, o último grande nome, que continua atuando, é Claude Simon, muito superior a todo o chamado "nouveau roman". Há ainda o sul-africano J. M. Coetzee, que é bastante bom como romancista e, também, como ensaísta.

Folha - E no Brasil? O romance "As Iniciais", sobre o qual o sr. escreve em seu primeiro texto para a série "Brasil 500 d.C." é uma exceção?

Costa Lima - Um livro como esse é uma exceção, e não me refiro apenas ao último livro de Bernar-

Artigos do crítico literário serão publicados mensalmente no Mais!

Alexandre Campbell/Folha Imagem



O crítico literário Luiz Costa Lima, em seu apartamento, no Rio

23:30 BERICHTE VON HEUTE
Übernahme von WDR 2

bis 24:00

23:30 BERICHTE VON HEUTE
Übernahme von WDR 2

bis 24:00

do Carvalho. Há ainda um autor menos conhecido, que acho muito bom, Jair Ferreira dos Santos, cujo livro de contos "A Inexistente Arte da Decepção", de 1996, passou completamente despercebido, embora o considere um grande livro, além de escritores como Rubens Figueiredo ou Patrícia Mello.

Folha - E a crítica brasileira?

Costa Lima - A reflexão crítica atravessa também um momento de baixa. Há uma geração — que pode ser chamada de "pós-Antonio Candido" — que conta com uma série de críticos firmados ainda produzindo bem.

A geração mais nova, os "netos de Antonio Candido", me parece mais fraca, ou, pelo menos, sem o mesmo grau de afirmação que tiveram críticos como Alfredo Bosi, Roberto Schwarz, João Alexandre Barbosa, Davi Arrigucci.

Há, entretanto, uma coisa nova no ambiente brasileiro, que é o aparecimento, em São Paulo, de uma área de germanística — que nunca foi forte entre nós —, constituída por jovens germanistas — Márcio Seligmann-Silva e Márcio Suzuki —, que reponta. Ao passo que os companheiros de geração deles não me parecem ter maior destaque, esses críticos não encontram correspondência com a geração anterior, do ponto de vista específico da germanística.

Folha - O sr. vê alguma tarefa específica para a crítica hoje em dia?

Costa Lima - Eu acredito que um crítico tem uma dupla função. A primeira foi muito pouco exercida entre nós. É o crítico que pensa sua própria atividade, uma função teórica do crítico. Essa função deveria ter sido exercida fundamentalmente pela universidade. Raramente entretanto isso se deu, sobretudo por aqui. Nós temos uma enorme carência de reflexão teórica sobre literatura exercida pelos críticos, uma enorme carência teórica. Isso não é, portanto, um problema de agora, mas da

tradição brasileira. Teria cabido à universidade o cumprimento dessa tarefa, mas ela raramente o exerceu.

A segunda tarefa — uma tarefa pragmática — se cumpre tendo em conta dois parâmetros negativos. De um lado o mercado, interessado num livro fluente, de gestão rápida, e, de outro, a universidade, que se burocratizou, ou vem se burocratizando — e isso não só no Brasil. Tendo em conta esses dois parâmetros, impõe-se essa tarefa de exercício efetivo em relação ou a autores jovens ou a edições recentes etc.

Acho importante, dentro desse aspecto pragmático, chamar a atenção ainda para outra coisa. Assiste-se hoje em dia a um rompimento entre o que se poderia chamar de as fronteiras discursivas das áreas. Até 30, 40 anos atrás, quem fazia filosofia fazia filosofia, quem fazia economia fazia economia etc. Hoje em dia, sente-se a necessidade de uma inter-relação muito mais aguda no interior dessas áreas. Não se trata de advogar a volta do enciclopedismo, não é isso, mas sim de levar em conta um sistema de retroalimentação que essas áreas, ainda que distintas, mantêm entre si. Isso, diria, é uma função da crítica em seu aspecto pragmático, ainda que em seu aspecto teórico ela necessariamente precise levar em conta esses elementos.

Folha - Em seus artigos na Folha o sr. privilegiará essa função pragmática?

Costa Lima - Sim.

Folha - O sr. está trabalhando em algum livro agora? Lançará algo em breve?

Costa Lima - Estou com um livro pronto e devo lançá-lo em março do ano que vem. Ele chama-se "Mimesis - Desafio ao Pensamento". Espero que seja a palavra mais radical, no sentido etimológico, que seja onde mais longe eu tenha podido até agora ir na análise do fenômeno da mimesis, que é a minha obsessão.

M. M. 1999
F
brasil 500 d. c.

Vai para a

S. PAULO

domingo, 14 de novembro de 1999 mais! 5 ■ 3

tortura

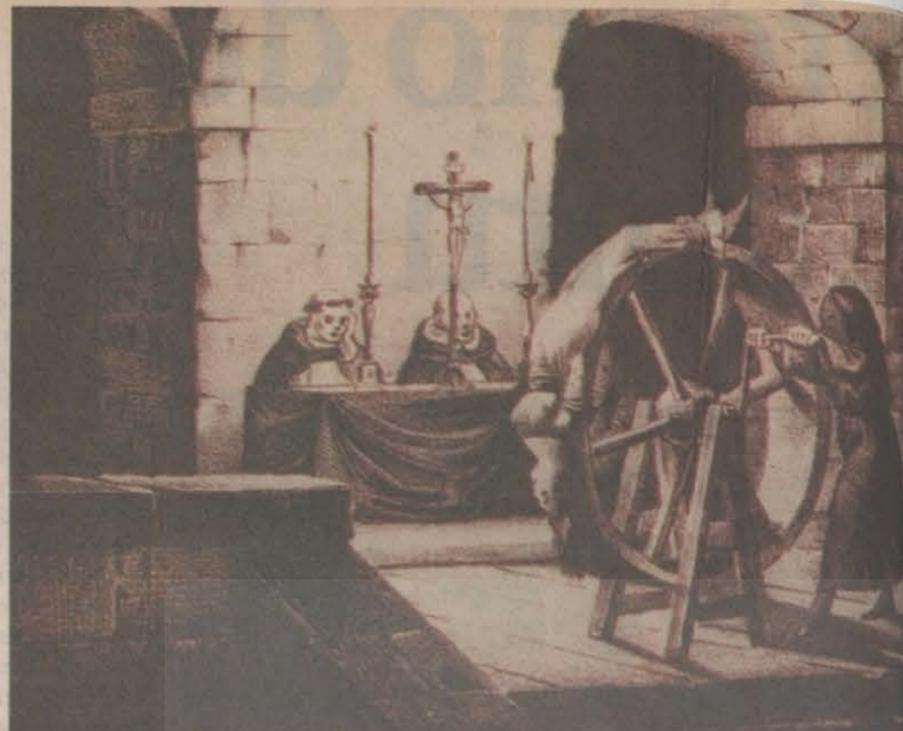
Reprodução

O acusado que vacilar nas respostas, afirmando ora uma ora outra coisa, vai para a tortura. O suspeito que tiver pelo menos uma testemunha contra si vai para a tortura.

O acusado contra quem pesarem vários indícios veementes, mesmo se não houver testemunhas de acusação, vai para a tortura. Com muito mais razão vai para a tortura quem, além dos indícios, tiver contra si o depoimento de uma testemunha.

Essas regras foram tiradas quase literalmente do "Manual dos Inquisidores", escrito pelo frade dominicano Nicolau Eymerich em 1376, revisto e ampliado pelo também dominicano Francisco de la Peña em 1578. Eymerich foi ele próprio inquisidor. De La Peña atualizou as instruções, compatibilizando as inquisições romana e espanhola. A tortura de acusados e suspeitos foi autorizada em 1252 pelo papa Inocêncio 4º. A partir de 1542 a Congregação do Santo Ofício, por meio de seus tribunais, centralizou o controle de todos os assuntos e procedimentos relativos à Inquisição. O lema do Santo Ofício era: "Misericórdia e Justiça".

A finalidade da tortura, como esclarece de La Peña, é menos provar um fato do que forçar o acusado a confessar a culpa. A confissão é o objetivo central da atividade inquisitória. Para chegar a ela, o inquisidor pode usar de truques, malícia, fraudes e, em último caso, tortura. O inquisidor dirá ao acusado ou suspeito que já sabe de tudo, mesmo que não saiba, fingirá ler documentos incriminadores, prometerá perdão (mesmo que não tenha autoridade para dá-lo), colocará junto ao acusado antigos cúmplices para levá-los à confissão pela fraude e,



Mulher é torturada em torno pela Inquisição espanhola

Métodos e mentalidade da Inquisição perduram no Brasil de 1999

finalmente, se nada disso funcionar, avisará que terá que usar a tortura. Da tortura em processos por crime de heresia não escapava ninguém. Crianças de menos de 14 anos não eram torturadas: "Elas serão aterrorizadas e chicoteadas, mas não torturadas".

O manual não descreve os métodos de tortura porque os julgadores de conhecimento geral. Os principais eram o pau, as cordas, o cavalete, a polé (roda eriçada de farpas) e as brasas. Crítica os inquisidores que inventam novas tortu-

ras e os que exageram em sua aplicação a ponto de matar as vítimas ou de fraturar seus membros e deixá-las doentes para sempre. O acusado deve sair inteiro da sessão de tortura, seja para ser libertado, seja para ser executado.

A Inquisição foi autorizada a funcionar em Portugal em 1536 e só foi extinta em 1821. No Brasil, governadores, ouvidores-gerais e bispos exerciam no início a função inquisitorial. Além disso, havia as visitas oficiais do tribunal português do Santo Ofício. A

primeira chegou em 1591 em na Bahia e em Pernambuco em 1595. Outra visitação ocorreu em 1618, também na Bahia. A ilustre vítima da Inquisição no Brasil foi Antônio José da Silva, o "Judeu", levado a Portugal e condenado em auto-de-fé. Juntando Portugal e colônias, calcula-se que cerca de 30 mil pessoas teriam sido julgadas, metade das quais foram para a fogueira.

A investigação e punição de crimes civis, não religiosos, eram julgadas pelas disposições de

o Livro 5º das "Ordenações Filipinas", publicadas pela primeira vez em 1603. Segundo o título 133 do Livro 5º, denominado "Dos Tormentos", se o julgador achasse que havia motivos suficientes para crer na culpa do acusado, "mandá-lo-á meter a tormento". O tormento seria repetido se o acusado confessasse sob tortura mas depois se negasse a ratificar o confessado.

As penas contidas no Livro 5º incluíam a morte natural cruelmente para o crime de lesa-majestade (lembremo-nos de Tiradentes), a morte por fogo até virar pó, para sodomitas e incestuosos, o corte das mãos seguido de morte para assassinos, a queima com tenazes ardentes, seguida do corte das mãos e enforcamento para escravos que matassem seus senhores, os açoites etc. Entre as penas menores, uma das mais usadas era o degredo para a África e o Brasil. O Livro 5º vigorou no Brasil até a publicação do Código Criminal em 1830, muito da parte civil das "Ordenações" até a publicação do Código Civil em 1916.

No mundo das relações privadas, sobretudo entre escravos e senhores, a imaginação de instrumentos e modalidades de tortura não conheceu limites: correntes, troncos, máscaras, palmatória, chicote, ferro de marcar a quente, castrações, amputações de membros, assamento em fornalhas, corpo untado de mel no formigueiro. A Marinha recorria à chibata para lanhar o lombo dos marinheiros até que a revolta de João Cândido e seus companheiros pôs fim à prática em 1910. O Exército usava a espada para dar surras nas praças. Como observou mais tarde um marinheiro contemporâneo de João Cândido, foram as chicotadas e lambadas que o fizeram entrar "na compreensão do que é ser cidadão brasileiro".

Não é preciso listar as inovações tecnológicas na tortura introduzidas pelas Forças Armadas durante a ditadura. Como diziam Eymerich e De la Peña, elas são de conhecimento geral. Também é de conhecimento geral a prática de tortura nas delegacias de polícia, colocada recentemente em evidência por reportagens sobre episódios policiais em vários Estados da federação. Quem fizesse uma história das delegacias de polícia desde 1841, quando a reforma do Código de Processo Criminal passou para os delegados as atribuições dos juízes de paz, mostraria facilmente que pouco mudou até hoje no que se refere aos métodos de extrair confissão de presos.

Esses métodos são exemplificados pela entrevista de um investigador da polícia civil do Pará publicada na Folha do último dia 18 de outubro. Dizendo-se dos menos violentos entre os companheiros, o investigador informa que a palmatória e os choques elétricos são rotina nas delegacias e necessários para lidar com bandido que não quer confessar. "Trinta bolos de um lado, 20 do outro, se nunca apanhou da mãe, entregue tudo". "Palmatória é negócio normal", resume. Os métodos e a mentalidade do investigador de 1999 não diferiam daqueles usados pelos inquisidores desde o século 14. Tudo muito antigo, tudo muito nosso, tudo parte de nossa herança. A reação indignada à tortura só se verificou depois que as Forças Armadas a estenderam à classe média durante a ditadura. Preto e pobre sempre apanharam.

Novidade mesmo neste fim de século só o esquiteamento com moto-serra.

José Murilo de Carvalho é professor titular do departamento de história da Universidade Federal do Rio de Janeiro, autor de "Pontos e Bordados" (Ed. da UFMG), entre outros. Ele escreve mensalmente na seção "Brasil 500 d.C.", da Folha.

FOLHA DE S. PAULO

domingo,

brasil 500 d. c.

Nação ativa, nação passiva

Os verdadeiros agentes do futuro do país encontram-se entre os que estão sendo excluídos da contabilidade da globalização

MILTON SANTOS
especial para a Folha

A globalização atual e as formas brutais que adotou para impor mudanças levam à urgente necessidade de rever o que fazer com as coisas, as idéias e também com as palavras. Qualquer que seja o debate, hoje, reclama a explicitação clara e coerente dos seus termos, sem o que se pode facilmente cair no vazio ou na ambiguidade.

É o caso do próprio debate nacional, exigente de novas definições e vocabulário renovado. Como sempre, o país deve ser visto como uma situação estrutural em movimento, na qual cada elemento está intimamente relacionado com os demais. Agora, porém, no mundo da globalização, o reconhecimento dessa estrutura é difícil, do mesmo modo que a visualização de um projeto nacional pode se tornar obscura. Talvez por isso, os projetos das grandes empresas, impostos pela tirania das finanças e trombeteados pela mídia, acabem, de um jeito ou de outro, guiando a evolução dos países, em acordo ou não com as instâncias públicas, frequentemente dóceis e subservientes, deixando de lado o desenho de uma geopolítica própria a cada nação, que leve em conta suas características e interesses.

Assim, as noções de destino nacional e de projeto nacional cedem frequentemente a frente da cena a preocupações menores, pragmáticas, imediatistas, inclusive porque, pelas razões já expostas, os partidos políticos nacionais raramente apresentam plataformas conduzidas por objetivos po-

Fotos Moacyr Lopes Jr./Folha Imagem - 23.jul.99

21.11.99

líticos e sociais claros e que exprimam visões de conjunto. A idéia de história, sentido, destino é amesquinhada em nome da obtenção de metas estatísticas, cuja única preocupação é o conformismo diante das determinações do processo atual de globalização. Daí a produção sem contrapartida de desequilíbrios e distorções estruturais, acarretando mais fragmentação e desigualdade, tanto mais graves quanto mais abertos e obedientes se mostrem os países.

Tomemos o caso do Brasil. É mais que uma simples metáfora pensar que uma das formas de abordagem da questão seria considerar, dentro da nação, a existência, na realidade, de duas nações. Uma nação passiva e uma nação ativa. A grande ironia vem do fato de que as contabilidades nacionais, sendo globalizadas — e globalizantes! —, o que se passa a considerar como nação ativa é aquela que obedece cegamente ao desígnio globalitário, enquanto o resto acaba por constituir, desse ponto de vista, a nação passiva. A fazer valer tais postulados, a nação ativa seria a daqueles que aceitam, pregam e conduzem uma modernização que dá preeminência aos ajustes que interessam ao dinheiro, enquanto a nação passiva seria formada por tudo o mais.

Serão mesmo adequadas essas expressões? Ou aquilo que, desse modo, se está chamando de nação ativa seria, na realidade, a nação passiva, enquanto a nação chamada passiva seria, de fato, a nação ativa?

A chamada nação ativa, isto é, aquela que comparece eficazmente na contabilidade nacional e na contabilidade internacional, tem o seu modelo conduzido pelas burguesias internacionais e pelas burguesias nacionais associadas. É verdade, também, que o seu discurso globalizado, para ter eficácia local, necessita de um sotaque doméstico e por isso estimula um pensamento nacional associado, produzido por mentes cativas, subvencionadas ou não.

A nação chamada ativa alimenta a sua ação com a prevalência de um sistema ideológico que define as idéias de prosperidade e de riqueza e, paralelamente, a produção da conformidade. A "nação ativa" aparece como fluida, veloz, externamente articulada, internamente desarticuladora, entrópica. Será ela dinâmica? Como essa idéia é muito difundida, cabe lembrar que velocidade não é dina-

mismo. Esse movimento não é próprio, mas atribuído, tomado emprestado a um motor externo; ele não é genuíno, não tem finalidade, é desprovido de teleologia. Trata-se de uma agitação cega, um projeto equivocada, um dinamismo do diabo.

A nação chamada passiva é constituída pela grossa maior parte da população e da economia, aqueles que apenas participam de modo residual do mercado global ou cujas atividades conseguem sobreviver à sua margem, sem participar cabalmente da contabilidade pública ou das estatísticas oficiais. O pensamento que define e compreende os seus atores é o do intelectual público engajado na defesa dos interesses da maioria.

As atividades dessa nação passiva são frequentemente marcadas pela contradição entre a exigência prática da conformidade, isto é, a necessidade de participar direta ou indiretamente da racionalidade dominante, e a insatisfação e o inconformismo dos atores diante

A idéia de história e destino é amesquinhada em nome da obtenção de metas estatísticas

de resultados sempre limitados. Daí o encontro cotidiano de uma situação de inferiorização, tornada permanente, o que reforça em seus participantes a noção de escassez e convoca a uma reinterpretação da própria situação individual diante do lugar, do país e do mundo.

A "nação passiva" é estatisticamente lenta, colada às rugosidades do seu entorno, localmente enraizada e orgânica. É também a nação que mantém relações de simbiose com o entorno imediato, relações cotidianas que criam, espontaneamente e na contracorrente, uma cultura própria, endógena, resistente, que também constitui um alicerce, uma base sólida para a produção de uma política. Essa nação passiva mora ali onde vive e evolui, enquanto a outra apenas circula, utilizando os lugares como mais um recurso a seu serviço, mas sem outro compromisso.

Num primeiro momento, desarticulada pela "nação ativa", a "nação passiva" não pode alcançar um projeto conjunto. Aliás, o império dos interesses imediatos que se manifestam no exercício pragmático da vida contribui, sem dúvida, para tal desarticulação. Mas, num segundo momento, a tomada de consciência trazida pelo seu enraizamento no meio e, sobretudo, pela sua experiência da escassez, torna possível a produção de um projeto, cuja viabilidade provém do fato de que a nação chamada passiva é formada pela maior parte da população, além de ser dotada de um dinamismo próprio, autêntico, fundado em sua própria existência — daí sua veracidade e riqueza.

Podemos desse modo admitir que aquilo que, mediante o jogo de espelhos da globalização, ainda se chama de nação ativa é, na verdade, a nação passiva, enquanto o que, pelos mesmos parâmetros, é considerado como a nação passiva constitui, já no presente, mas sobretudo na ótica do futuro, a verdadeira nação ativa. Sua emergência será tanto mais viável, rápida e eficaz se se reconhecerem e revelarem a confluência dos modos de existência e de trabalho dos respectivos atores e a profunda unidade do seu destino.

Aqui, o papel dos intelectuais será, talvez, muito mais do que promover um simples combate às formas de ser da "nação ativa" — tarefa importante, mas insuficiente, nas atuais circunstâncias —, devendo empenhar-se por mostrar, analiticamente, dentro do todo nacional, a vida sistêmica da nação passiva e suas manifestações de resistência a uma conquista indiscriminada e totalitária do espaço social pela chamada nação ativa.

Tal visão renovada da realidade contraditória de cada fração do território deve ser oferecida à reflexão da sociedade em geral, tanto à sociedade organizada nas associações, sindicatos, igrejas, partidos etc., como também à sociedade desorganizada, que encontrará nessa nova interpretação os elementos necessários para a postulação e o exercício de uma outra política, mais condizente com a busca do interesse social.

Milton Santos é geógrafo, professor emérito da Faculdade de Filosofia, Letras e Ciências Humanas da Universidade de São Paulo e autor de, entre outros livros, "Espaço do Cidadão" (Editora Nobel), "Pensando o Espaço do Homem" (Editora Hucitec). Ele escreve regularmente na seção "Brasil 500 d.c.", da Folha.

brasil 500 d. c.

Resistência

domingo, 28 de novembro de 1999 mais! 5 ■ 3

à barbárie

Cidade na periferia de Recife mostra que o Brasil pode se tornar um bom lugar

JURANDIR FREIRE COSTA
especial para a Folha

À primeira vista, nada de espetacular. Camaragibe é uma pequena cidade de 120 mil habitantes localizada na periferia de Recife. Há 17 anos, deixou de ser distrito do município de São Lourenço da Mata e a metamorfose começou. Dessa vez, no entanto, a mudança aconteceu na contramão do que vem ocorrendo, de modo geral, no Brasil. Em vez de degradação urbana e ecológica, recuperação do espaço do cidadão e do meio ambiente; em vez de mortalidade infantil, miséria, tráfico de drogas, desemprego, delinquência juvenil, violência, prostituição de crianças, turismo predatório, corrupção, demagogia, endividamento da administração, uma impressionante estatística de cuidado e respeito ao outro.

Em meados deste ano, o atual prefeito, Paulo Santana, recebeu o prêmio Prefeito Criança, concedido pela Unicef e pela Fundação Abrinq aos 20 municípios brasileiros com projetos mais bem-sucedidos na assistência a crianças e adolescentes. A implantação do atendimento dentário domiciliar fez da cidade modelo de saúde bucal; o projeto de atenção médico-psicológica a meninas reduziu, de modo drástico, a gravidez infantil; a lei de Dação, que permite o pagamento de dívidas ao município em doações de imóveis ou serviços de infra-estrutura comunitária, fez de maus devedores cidadãos empenhados em participar do bem-estar de sua cidade; espécies nativas da mata atlântica estão sendo cultivadas em um viveiro florestal; 5,5% do orçamento é destinado ao incentivo da cultura e do esporte e, por último e o mais importante, a cidade tem a menor taxa de mortalidade infantil do Nordeste (5,6 por 1000, inferior à de São Paulo) e 100% das crianças com idade de 7 a 14 anos estão na escola. Tudo isso, pasmem, não impediu a prefeitura de pagar a seus funcionários um salário mínimo de R\$ 163,00 — acima da média da maioria do país!

Gilberto Dimenstein, ao comentar o fato, nesse jornal, em agosto passado, dizia que tais experiências “mostram como somos idiotas sociais”. Ou seja, além de truculentos, cínicos, ganancio-

sos, oportunistas e superficialmente “modernos”, nos tornamos “idiotas” ao desconhecer que não pode existir riqueza material ou espiritual construída sobre a destruição físico-moral de seres humanos e do ambiente natural. Nessa cidadezinha ninguém quer fabricar “miamis” pagas com a exploração quase escravista dos que as edificam; ninguém pensa que a solução de problemas básicos de subsistência e de convivência social está no turismo voraz e descontrolado que, quase sempre, traz mais prejuízos morais e ambientais do que reais benefícios econômicos; ninguém, por fim, espera de braços cruzados que os fetiches do Estado ou da iniciativa privada venham, miraculosamente, socorrer os que desistiram da responsabilidade para consigo mesmos.

Não se trata de brincar de Poliana e repetir, como bobos alegres, a receita de “como ser feliz na indigência tropical”. A experiência lograda de uma administração honesta, competente e baseada na participação de todos não exclui a crítica severa ao abuso de poder político e econômico desse país. A chave da discussão é outra. Trata-se de mostrar que viver sem menores abandonados nas ruas, sem assaltos, sem crianças natimortas e analfabetas ou cidadãos desempregados e entregues à privação é, antes de tudo, sinal de criatividade, auto-respeito, autonomia e exercício da dignidade.

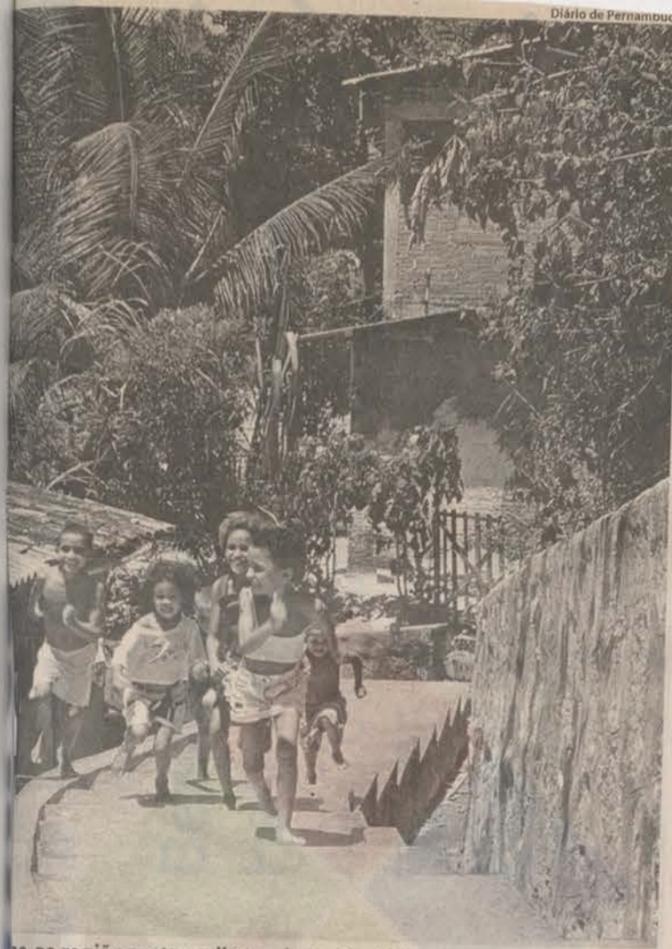
As consequências de experiências felizes como essa são maiores do que imaginamos. Em primeiro lugar, é reconfortante observar que “pessoas comuns” são capazes de se entusiasmar por algo que foge ao simples gozo passivo do consumo, do espetáculo e das sensações, para citar o que Zygmunt Bauman define como os hábitos dominantes de nosso tempo. Encontrar satisfação no trabalho criativo não exige rios de dinheiro, “spotlights” ou fotos em revistas de celebridades. Em segundo lugar, a experiência é exemplar por mostrar que o desprezo ou o pavor da participação popular é uma invenção persecutório-ideológica dos que nasceram e se educaram confinados no lado opulento do imaginário “muro brasileiro”, mais cruel e impiedoso que seu congênere histórico de Berlim antes da queda.



Crianças brincam em Camaragibe

O povo não é uma ficção de direita ou de esquerda, é, simplesmente, o conjunto de indivíduos comprometidos com aquilo consensualmente aceito como o Bem Comum. Se cultivamos essa idéia, somos perfeitamente capazes de agir de forma solidária; se, ao contrário, fazemos dela uma farsa abastardada a serviço de uns poucos, o povo, como seus líderes, passa a seguir as regras da lei do cão, imposta pelos donos do poder. Em terceiro lugar, vem, talvez, o fundamental. Ao educar crianças como estão sendo educadas as crianças de Camaragibe, ensinamos o valor da vontade, da determinação, do espírito de potência, esses sim, o melhor antidoto e a melhor prevenção contra a cultura da lassidão e da debilidade moral que leva os privilegiados brasileiros a se ocuparem exclusivamente do próprio umbigo e da quantidade de droga que têm que ingerir para suportarem a futilidade existencial em que estão mergulhados.

Há 50 ou 60 anos, essa cidadezinha era, curiosamente, uma vila operária onde os trabalhadores tinham assistência médica, educação, condições dignas de habitação e interesses culturais voltados para o esporte, a música, as letras e a discussão política. O tom do convívio social, obviamente, era dado pela tradição conservadora.



de, na região metropolitana de Recife (PE)

Mas o núcleo da socialização democrática estava preservado. Os patrões não pensavam em fazer dos empregados bestas de carga anônimas e descartáveis ao se tornarem “improdutivos”. Na casa

de alguns operários se podia ver, nas estantes, obras da literatura brasileira e internacional, às vezes em edições originais. O Brasil não sucumbira, ainda, à idéia do “God is money” e, pobres ou ricos, mui-

tos achavam que existem coisas na vida que não se medem ou trocam por dinheiro.

Depois, veio tudo o que conhecemos, até o estado atual: assassinatos gratuitos em ruas e cinemas; acintes culturais, econômicos e sociais do tipo “New York Center”, nas “barras da tijuca” país afora; CPIs de narcotráfico, mostrando que, entre nós, a aliança da elite com a ralé parece ilustrar as mordazes sátiras de Brecht ou as perigosas origens culturais do nazismo, como fez ver Hannah Arendt em suas análises.

O renascer da pequena cidade pernambucana traz um sopro de esperança e alívio para os que se recusam a olhar os 500 anos de nossa história como um monte de ruínas. Exemplos como esse mostram a lucidez da poesia cabralina: “Muita diferença faz, entre lutar com as mãos e abandoná-las para trás”. O Brasil, com menos cupidez e mais seriedade, pode se tornar um bom lugar para viver.

Aos que escutarem o que foi dito —soluços desconsolados de “esquerdas moribundas”—, recomendo uma visita a Camaragibe. Lá, o dito é feito e o que é feito é, de preferência, feito por todos, para todos e em nome de todos. É isso a resistência à barbárie; é isso a construção da democracia. Parabéns Camaragibe, obrigado Camaragibe!

Jurandir Freire Costa é psicanalista, professor da Universidade do Estado do Rio de Janeiro e autor de “A Inocência e o Vício” (Relume-Dumará) e “Sem Fraude Nem Favor” (Rocco). Ele escreve mensalmente na seção “Brasil 500 d.C.”, da Folha.
E-mail: jfreirecosta@alternex.com.br

5-12-99

brasil 500 d. c.

O afeto de ca

um

da vez

O crepúsculo do dever

ROGÉRIO ORTEGA
Coordenador do Programa de Qualidade

Não há associação automática entre individualismo e egoísmo. É falsa a idéia de crise de valores no que se refere às sociedades atuais. Não vivemos no melhor dos mundos possíveis, mas as coisas já foram piores —especialmente se olharmos para a primeira metade do século 20.

Todas essas idéias —expostas pelo filósofo francês Gilles Lipovetsky em debate promovido pela Folha e pela Fundação Iberê Camargo no auditório do jornal, em 24 de novembro—, embora não configurem um otimismo à doutor Pangloss, são polêmicas o suficiente para sustentar duas horas de discussão. Esse tempo se mostrou, ao final, curto demais.

Debateram com Lipovetsky Luiz Felipe Pondé, professor do Programa de Ciências da Religião da PUC (Pontifícia Universidade Católica) paulista, e Fernando Schuler, professor de história e ciência política da Universidade Luterana do Brasil (RS) e consultor da Fundação Iberê Camargo.

“Ética e política na sociedade contemporânea” foi o tema do encontro. Ele serviu para que Lipovetsky iniciasse sua exposição falando do descrédito da política, estado de espírito, a seu ver, característico da pós-modernidade.

“Nossa cultura se baseia no culto individualista do presente, e isso tem consequências no espaço político”, afirmou o filósofo. Desconfia-se dos sindicatos, dos partidos, do Estado, das ideologias. A ausência dos chamados “grandes homens”, líderes capazes de impulsionar o sonho coletivo, precisa ser contrabalançada pela sociedade civil, segundo Lipovetsky, com maiores graus de criatividade e autonomia. Assim, a concretização dos desejos dos indivíduos tem de se dar num lugar diferente da política.

O filósofo vê essa mudança de eixo como essencialmente positiva. Lipovetsky negou que o individualismo se identifique sempre com o egoísmo (aliança que, de acordo com ele, é uma forma “irresponsável” de individualismo) e refutou a afirmação de que as democracias pós-modernas tenham destruído valores morais. O termo de comparação, para ele, são os anos 30, com a ascensão dos regimes totalitários e o que chama de depreciação do humanismo em favor de conceitos como o da luta de classes.

Hoje, malgrado todos os problemas enfrentados pelas sociedades, teríamos valores de tolerância e pluralismo mais firmemente enraizados e uma preocupação com a proteção ao ser humano em níveis nunca vistos.

Para Lipovetsky, isso se relaciona ao que ele considera o “crepúsculo do dever” —conceito diferente do de “desaparecimento do dever”. A moral, diz ele, não tem mais um rosto autoritário; é uma espécie de moral “à la carte”, adaptada aos valores de bem-estar do individualismo contemporâneo. Nem por isso, porém, deixa de ser uma moral.

Ao final de sua fala, Lipovetsky argumentou com a necessidade de responsabilizar o individualismo, em vez de combatê-lo —e ressaltou o papel do Estado nessa equação. O mercado, eficaz para produzir riqueza, não poderia garantir sozinho a justiça social.

Luiz Felipe Pondé questionou a possibilidade de essas idéias viajarem de um lado a outro do Atlântico sem prejuízos. Isto é, a tendência a abraçar o individualismo de uma maneira radical, sem diabolizá-lo, caracterizaria uma sociedade como a brasileira, onde o “é proibido proibir” estaria em jogo há muito tempo.

Schuler levantou dúvidas sobre o próprio conceito de pós-modernidade. Para ele, algumas supostas manifestações do descrédito na política —como a alta abstenção eleitoral nos EUA— podem, na verdade, representar a confiança no funcionamento de certas instituições, o que seria uma conquista da modernidade.

Kapitalanlagen

De Varnhagen a FHC, intérpretes do Brasil sempre quiseram mostrar o que se pode esperar do país

LUIZ COSTA LIMA
especial para a Folha

Dois ingredientes se alternam nas obras de síntese: a apreensão do caráter sistemático que atravessa as obras examinadas ou a divulgação de sua temática. Com frequência, domina o caráter de divulgação. Não é o caso de "As Identidades Brasileiras", do historiador baiano José Carlos Reis (Fundação Getúlio Vargas Editora, 1999). Seu objeto é formado pela análise de algumas das obras que, entre 1854-57 (quando Varnhagen publica os cinco volumes de "A História Geral do Brasil") e 1975, data do ensaio "Notas sobre o Estado Atual dos Estudos sobre a Dependência", de Fernando Henrique Cardoso, consideraram a especificidade histórico-social da formação brasileira.

Uma questão primeira se levanta: o termo "identidades" é cabível? Se o for, qualquer análise macroscópica de um processo de formação social equivaleria a um estudo de identidade. Mas, em vez de análise de processos, o que diferencia um estudo de identidade não é precisamente a determinação de uma constância, de uma marca ou complexo nacional, que confunde ou tende a confundir identidade com essência? Se a distinção for legítima, alguns dos capítulos haveriam de ser subtraídos.

No conjunto, oito autores são considerados: Varnhagen, Capistrano de Abreu, Gilberto Freyre, Sergio Buarque de Holanda, Nelson Werneck Sodré, Caio Prado Jr., Florestan Fernandes e Fernando Henrique Cardoso. A obra tem um caráter de sistematização, porque nela sempre volta a questão: que se espera de um país submetido ao processo de formação social que os autores lhe conferem? É óbvio que esse processo é relacionado ao próprio equacionamento proposto por cada autor; sendo cada um deles condicionado por sua própria situação temporal. Assim, para Varnhagen, quando a independência

apenas se consolidava, o problema consistia em afirmar a unidade nacional, tendo por sujeitos "o homem branco e o Estado imperial". Problema tanto mais agudo porque "a colônia tinha legado uma sociedade heterogênea, incompatível social e etnicamente". Em um momento alto de seu livro, Reis demonstra a repulsa que Varnhagen manifestava quanto à escravidão, menos por ser escravidão do que por envolver a vinda da raça negra. Nosso inconfesso racismo já se manifestava em nosso primeiro historiador sistemático.

A identidade nacional haveria, pois, de supor a permanência das "elites brancas que fizeram a independência", sob a égide da monarquia. Portanto, antes mesmo que o evolucionismo se difundisse entre nós, a escrita da história brasileira já continha um traço racista. A questão sistemática principia, pois, com o destaque de um certo grupo como agente da identidade nacional. Mesmo por acentuar esse traço, Reis passa de Varnhagen diretamente a G. Freyre, ao qual dedica o capítulo mais extenso de sua obra. Agora, naqueles anos de 1930, ante a crise da oligarquia, Freyre tranquilizava seu leitor quanto às próprias possibilidades do país: a miscigenação, sobretudo com o negro, que criara, no fim do 19, a imagem de um futuro sombrio, passa a encontrar uma resposta positiva.

O escravo, pela maneira como o senhor o tratara, nos legara uma meiguice de trato e à sociedade uma plasticidade elogiável. A meiga plasticidade da "democracia racial". Se, como Varnhagen, Freyre é favorável à manutenção do legado português, afasta-se portanto do historiador imperial pelo louvor do homem moreno. (Aqui não cabe, embora bem o faça Reis, acentuar que o afastamento do fator étnico em Freyre está longe de ser unívoco, como ele, em seus prefácios, apregoava.) Em suma, em "Casa Grande" a "plasticidade" lusa, fonte de nossa "democracia racial", justifi-

cava a permanência do legado colonial. Como bem diz Reis, com Freyre "o Brasil se densifica para trás".

Se seguimos o autor em falar depois de Capistrano, não deixamos de alertar que, por esse deslocamento, prejudica-se a apreciação do historiador cearense. De qualquer modo, fica claro que, neste, a "identidade" brasileira estabelece-se a partir doutra variável: o historiador cearense afasta-se da casa grande litorânea para ressaltar a conquista do sertão. Essa mudança contudo não afeta outra constante: a preocupação com o futuro do país. Se, em Varnhagen, o futuro dependia da manutenção do regime monárquico que, poucas décadas depois da edição da "História Geral", sucumbiria; se, em Freyre, o otimismo dependia da preservação da lição do passado; em Capistrano, o exame do desbravamento do país concluía com uma visão pessimista: a "verdadeira independência econômico-social-mental" não se cumprira.

Destacá-la tem aqui a função de alertar como o otimismo ou o pessimismo quanto ao país acompanha as diversas interpretações propostas. Para seus intérpretes, o Brasil sempre foi um objeto de afeto. Sendo impossível detalhar as interpretações consideradas, apenas se acentue: o conservadorismo otimista de Freyre encontrará direção diversa no "Raízes do Brasil", de Sergio Buarque. Já não mais caberá a simples alternativa, pessimismo ou otimismo. Escrevendo no mesmo momento da crise das oligarquias, Sergio Buarque adensa para frente. O futuro do país dependia do Estado que se formasse a partir do destaque dos centros urbanos, da industrialização apenas nascente, da capacidade, em suma, que tivessem os agentes políticos em implantar, contra o "homem cordial" —aquele que, guiado por suas afeições, não distingue o público do privado e que, então, faz da máquina do Estado o prolongamento de sua propriedade e o dirige como coisa própria —, o tempo da racionalidade. Dizê-lo é implicitamente chamar a atenção para o weberianismo de Sergio Buarque.

(Tem razão o autor em acentuar a pouca importância de se determinar se foi Sergio Buarque o primeiro, entre nós, a falar de Weber; basta saber que foi o primeiro a



O presidente FHC durante inauguração em Pernambuco

efetivamente fecundá-lo. Mesmo por isso, entretanto, dado o sentido amplo que o autor concede a "identidades", caberia perguntar por que não incluiu um capítulo sobre "Os Donos do Poder", de Raymundo Faoro.)

Nos quatro capítulos restantes, a questão obsessiva que se pode esperar do país receberá outra tematização: o culturalismo de Sérgio Buarque cederá ao marxismo de diversos matizes dos autores

então considerados. Se em Werneck Sodré o otimismo se liga à suposição de que o país está pronto para o salto socialista, se, no Caio Prado de "A Revolução Brasileira" (1966), o otimismo se transmuta em crítica agressiva contra a rigidez do marxismo oficial, que provocara a conduta do PC quanto à política de João Goulart e a menosprezar a reação que afinal se impôs quase sem resistência, crê-se, entretanto, ainda

possível manter-se o otimismo.

Nos dois últimos autores tratados, F. Fernandes e F.H. Cardoso, a análise da dependência quanto ao capitalismo internacional muda o teor da resposta. À medida mesmo que Fernandes denunciava o economicismo das análises marxistas precedentes, compreendia os limites da burguesia nacional. Esta restringe sua modernização à esfera econômica; nas demais, apenas faz um discurso farsesco e decorativo. Já em F.H. Cardoso, surpreendentemente, esse reconhecimento da dependência não prejudica o otimismo. Daí a comparação que Reis faz dele com Freyre: assim como este tomara a miscigenação como fonte de otimismo, assim Cardoso separa a "dependência estrutural" da subordinação colonialista.

A dependência, inevitável — "a realidade latino-americana é a da dependência capitalista" —, não equivaleria à permanência da colonização. É o caso de perguntar: era o sociólogo que falava ou a teoria sociológica já servia de trampolim para o homem político? A consideração da alternativa nos lembra o início do "Que País É Este?" (Revan, 1999), do ex-ministro João Sayad: "Não temos um projeto para o país, deixamos de ousar, chegamos sem idéias novas". Terá sido esse o preço a pagar pela dependência sem subordinação?

Luiz Costa Lima é ensaísta, crítico e professor da Uerj e da PUC-RJ, autor de "Vida e Mimesis" (Ed. 34), entre outros. Ele escreve mensalmente na seção "Brasil 500 d.C.".

500 Jahr

Luiz Costa Lima
N 7A

Von der Schwierigkeit zu feiern Brasilien zwischen Vergangenheit und Gegenwart

Von Hugo Loetscher

«2000» ist auch ein brasilianisches Jahr. Brasilien feiert ein halbes Jahrtausend. Aber es hat Pech mit seinen Jubeljahren. Als man 1992 der Entdeckung Amerikas gedachte, galt das Weltinteresse dem hispanischen Amerika, vom lusitanischen war nicht die Rede. Auch nach dem 1. Januar werden fünfhundert brasilianische Jahre schwerlich gegen ein Millennium aufkommen.

Aber wo ein Datum ist, ist auch ein Historiker. Sicher auch der, der darlegt, dass etwas mit dem Datum nicht stimmt. Miguel Sousa Tavares hat in «Grande reportagem» einmal mehr die These aufgegriffen, dass nicht im Jahr 1500, sondern bereits zwei Jahre früher ein Portugiese in Brasilien an Land ging. Der eigentliche Entdecker wäre demnach nicht Pedro Álvares Cabral, sondern Duarte Pacheco Pereira, Kosmograph, Seemann, Vizeadmiral in Indien, Militär, Spion, Diplomat. Er ist der Verfasser von «Esmeraldo de situ orbis», einem Werk, das — wie viele Dokumente aus der sogenannten Entdeckerzeit — während Jahrhunderten unter Verschluss blieb; es wurde erst 1892 veröffentlicht; darin erwähnt Pacheco Pereira ein «westliches Land, jenseits des riesigen ozeanischen Meeres» — fraglich, ob damit Südamerika und nicht Nordamerika gemeint war.

Sorgen mit Gedenkstätten

Wo ein Historiker ist, ist auch ein vierter oder fünfter. Stets hat die Geschichtsschreibung sich mit der Frage beschäftigt: geschah die Entdeckung Brasiliens aus purer Zufälligkeit, wonach Cabral auf dem Seeweg nach Indien von Winden abgetrieben an der Küste landete, die später nach dem Brasil-Holz genannt wurde; oder war sie das Ergebnis einer zielgerichteten Expansion?

Sorgen hat man nicht nur mit Gedenkjahren, sondern auch mit Gedenkstätten, uns wohl-bekannt aus der Diskussion um das Holocaust-Mahnmal in Berlin. Brasilien kennt und kannte ähnliche Auseinandersetzungen, um seine Erfahrung mit der Militärdiktatur aufzuarbeiten. Oscar Niemeyer hatte die Absicht, in Rio, mitten in der Stadt, einen fünfundsiebzig Meter hohen Bogen zu errichten, der in Form einer Lanze einen menschlichen Körper durchsticht, doch wurde das Projekt fallengelassen wegen des Drucks jener betroffenen Kreise, die von Revanchismus sprachen; als Niemeyer das Sambódromo baute, den Zuschauerkomplex für den Vorbeimarsch der Karnevals-Gruppen, gab es keinen Protest.

Wie man aus einem geplanten Mahnmal ein Kulturzentrum macht, dafür hat Goiânia, die Hauptstadt des Gliedstaates Goiás, ein Beispiel gegeben. Dort benutzte die Staatspolizei, das DOPS (Departamento de ordem político e social), ausgediente Wasserreservoirs für ihre nächtlichen Befragungen. Nach dem Ende der Militärdiktatur dachte man daran, die Reservoirs als Mahnmal herzurichten; doch dann hat man sich für eine andere Nutzung entschieden: die Reservoirs funktionieren heute als Theater.

Recife hingegen, das «Tor zum Nordosten», hat sein Mahnmal erhalten und bewahrt, obgleich auch diese Stadt ihre Fähigkeit bewies, Bauten umzufunktionieren. Die Casa da Cultura richtete sich im ehemaligen Stadtgefängnis ein; unter den Zellen, die als shops verwendet werden, ist eine

noch im Originalzustand: an den Wänden die Zeichen und Wörter, die die Gefangenen einritzten. Das Folterdenkmal befindet sich am Ufer des Capibaribe. In einem Zementrahmen eine Figur in Fötusstellung, aufgehängt an einem Drahtseil. Diese Stellung war eine der berüchtigten Foltermethoden, *pau-de-arara* genannt, Papageienstange. Das Mahnmal wurde unter dem Signet von «Nunca mais» («Nie mehr») errichtet. Eine Bronzetafel erinnert an die Toten und Verschwundenen. Touristen kratzten jetzt ihren Namen hinein: «João war hier.»

Es ist nicht einfach zu gedenken. Als der Papst vor zwei Jahren Brasilien besuchte, hoffte man, dies sei eine Gelegenheit, dass das grösste katholische Land endlich zu einem Heiligen kommt. Zuerst auf der Kandidatenliste findet sich seit je José de Anchieta, dessen 400. Todesjahr damals begangen wurde. Dieser Jesuit, der «Apostel Brasiliens», steht mit seiner religiösen Lyrik, den Bekehrungsdramen und einer Tupi-Grammatik am Anfang der brasilianischen Literatur. Nur eines fehlt in seinem Leben und Nachleben — das Wunder. Und ohne bezeugtes Wunder keine Heiligsprechung. Und so hat er es bis heute nur zum Seligen gebracht.

Wie auch immer, das Datum steht: 22. April 2000. Die Zentralbank wird aus diesem Anlass Zehn-Real-Noten aus Plastic in Umlauf bringen, die schwieriger zu fälschen sind. Ein Auftragswettbewerb für eine Sinfonie ging an fünf Komponisten. Das Projekt Monumenta sieht Restaurierungsarbeiten in historischen Städten wie Ouro Preto oder São Luis vor. Seit fünf Jahren sichten in allen Archiven neunzehn Forscher Dokumente der Kolonialzeit. Die Kommission für die «Fünfhundertjahrfeier» stellt ihre Projekte in der Sonder-Zeitschrift «Rumos» vor: «Richtungen», die Brasilien ging und gehen wird. Die vierhundert Bände der Buchreihe «Brasiliana» kommen als CD-ROM heraus. Eine Wanderausstellung «Fünfhundert Jahre europäische Präsenz in Brasilien» soll im Ausland gezeigt werden; die Schweiz wird von Brasilien Kenntnis nehmen, da es Gastland der Mustermesse 2000 ist. Eine Fluggesellschaft wird die Flügel ihrer Flotte mit stilisierten Segeln bemalen — in der Farbe, wie sie die Segel der Karavelle aufwiesen, mit der Cabral im Jahr 1500 südlich vom heutigen Salvador/Bahia in Porto Seguro an Land ging.

Heiliger Dreh?

Dort wird jetzt schon jedes Jahr im April während der sogenannten Entdeckungswoche die erste Messe, die in Brasilien gelesen wurde, als Musik-Show geboten. Auch soll ein Freilichtmuseum (Museu Alberto) eingeweiht werden, das die Fläche einiger Gemeinden einnimmt. Um das notwendige Terrain frei zu bekommen, müssen über dreihundert Familien umgesiedelt werden, und ganz im Sinne der Geschichte ebenfalls Pataxós Indios; aber einige Indios werden fürs Museum in ein Schaudorf zurückkehren. — Wie

LORM

ncial de
rbitrada
as apli-
a Diária
rá divul-
e pode
o divul-
lerar as
útil. As
é 10. de
Nf mais
de hoje
janeiro
e aniver-
de mar-
SP) (JC).

ÃO SO-

II/SALA-

ica dos
tem, em
de desaj-
e do-
ilmar, vai
ociedade
ertos de
dicalista.

rente da
de credi-
dente da
recessão
restrição
ve reinvi-
como a
afirmou
a reposi-
ção dos
SP).

ÃO DE
ICO/SA-

ulo rei-
trias do
rial aci-
ta, pro-
a ontem
SP está

das amotiose Unternehmen verwirklicht und finanziert werden soll, weiss man neun Monate vor der Eröffnung noch nicht. Aber es könnte ein Wunder geschehen. Vielleicht ist Anchieta Stunde gekommen. [Vielleicht reicht auch ein «jeito», der «Dreh», wie er schon immer zur Überlebens- und Improvisationskunst der Brasilianer gehörte. Weshalb sollte es zum Jubiläum als fünfzehnten Nothelfer nicht einen «heiligen Dreh» geben?

Der hätte einiges zu tun. Die Fünfhundertjahrfeier ist nicht nur Anlass für historische Rückblicke, sondern auch für die «Wieder- oder Neuentdeckung» einer alarmierenden Gegenwart: ein Land, das seiner wirtschaftlichen Potenz nach reich ist und das von sich zur Kenntnis nehmen muss, dass die Hälfte der Bevölkerung um die Armutsgrenze lebt. Als Brasilien seine Vierhundertjahrfeier beging, hatte Afonso Celso ein Werk veröffentlicht, «Warum ich stolz auf mein Land bin». Jetzt, im Hinblick auf 2000, erinnert man sich mit Nostalgie an seinen ungebrochenen Patriotismus von damals; an die Stelle des Jubels ist die Forderung nach Selbstkritik getreten.

Das Museum für moderne Kunst (*Museu de arte moderna*, MAM) in Rio de Janeiro wurde hergerichtet. Nicht für die Kunst, sondern für die Politik. Hier trafen sich diesen Sommer die Staatschefs der EU, aus der Karibik und Lateinamerika, unter Ausschluss der USA. Nach dem, was sich Gipfeltreffen nannte, profitiert nun die Kunst von renovierten Räumen und zusätzlichen Ausstellungsmöglichkeiten.

Nun war dieser Bau seit seinem Anfang auf Repräsentation bedacht: ein imposantes Beispiel moderner brasilianischer Architektur, errichtet an der Bucht von Guanabara, auf dem Aterro do Flamengo, mit einem Skulpturengarten inmitten einer Parkanlage, die vom Landschaftsarchitekten Burle-Marx gestaltet wurde; in unmittelbarer Nähe auch das Denkmal für den Unbekannten Soldaten.

Doch 1978 vernichtete ein Feuer praktisch das gesamte Ausstellungsgut. Die Gebäulichkeiten blieben für lange Zeit eine Brandruine. Mühsam funktionierte das Filmarchiv, das im Gebäudekomplex untergebracht ist, weiter. Der Museums-

betrieb schleppte sich mit gelegentlichen Ausstellungen durch. Ein entscheidender Moment war, als das Museum vor einem Jahr die Kunstsammlung von Gilberto Chateaubriand als Leihgabe entgegennehmen konnte – wohl die bedeutendste Sammlung moderner brasilianischer Kunst, die bisher in Europa nur in Zürich repräsentativ zu sehen war. Gilberto Chateaubriand ist der Sohn von Francisco de Assis Chateaubriand, dem Zeitungsmagnaten Brasiliens, einem leidenschaftlichen Kunstliebhaber; seine Sammlung (von der Antike bis heute) bildet seit 1947 das Ausstellungsgut des Museu de arte de São Paulo (MASP), das nicht nur für Brasilien, sondern für Lateinamerika einen Meilenstein darstellte.

Mit dem MASP und der Biennale, dem Museum für «moderne» und dem für «zeitgenössische» Kunst hat São Paulo als Stadt der bildenden Künste stets Rio übertrumpft. Es ist zu einer neuen Attraktion gekommen, als vor einem Jahr die restaurierte Pinacoteca eingeweiht werden konnte; als Museumsregie eine Fünfsternleistung des Direktors Emanuel Araújo, der selber Bildhauer ist und von dem eine Plastik im Garten des Kunsthouses Zürich steht.

Dank der Sammlung Gilberto Chateaubriand und den neuen Ausstellungsmöglichkeiten holt das Museum für moderne Kunst in Rio einiges auf; mit der Ausstellung von Picasso-Werken aus der Kriegszeit durfte es diesen Sommer einen ersten Publikumsfolg buchen. Nun hatte Rio schon immer mehr an Kunst zu bieten, als sein Ruf vermuten liess, der auf Samba, Fussball und Karneval beschränkt blieb – ein Image, dem die Stadt insofern treu bleibt, als im Maracanã-Sta-

dion, dem weitgrössten, ein Fussballmuseum aufgetan werden soll, wo man sich die wichtigsten Tore ab Video vorspielen lassen kann; man hatte auch geplant, dass Besucher auf eines der berühmten Tore schießen dürfen; doch hat man von dieser touristischen Dienstleistung aus Rücksicht auf den Rasen abgesehen. Mit dem Chacarédo-Céu-Museum zum Beispiel besitzt Rio eine Kostbarkeit von einem Kleinmuseum und mit dem Institut Edison Carneiro eines der besten Volkskunstmuseen des Landes; als Unikat muss das Museum des Unbewussten genannt werden. Eine Aufwertung erlangte Rio mit dem Museum für naive Kunst, wohin als Vertreter für die naive Appenzellermalerei Fritz Frischknecht zu einer Sonderschau gekommen war.

Eindrückliche Novität

Die eindrücklichste Neuheit aber bietet das Museu de arte contemporânea (Museum für zeitgenössische Kunst), nicht in Rio, sondern in der Schwesterstadt Niterói, per Fähre leicht zu erreichen. Ein Museum, das praktisch kaum Exponate aufweist. Der Bau selber ist die Sehenswürdigkeit. Oscar Niemeyer hat das Museum auf dem einer Landzunge vorgelagerten Inselchen Boa Viagem gebaut, der Rundbau nimmt sich aus, als sei eben eine fliegende Untertasse an einem der schönsten Ausblicke an der Guanabara-Bucht gelandet. Das Museum stellt nur einen ersten Schritt in der Umgestaltung von Niterói dar, das sich neben Rio stets als die arme Schwester ausnahm. Niemeyer wird die neuen Anlegestellen für Fähre und Schlauchboote errichten, in Fortsetzung der Hafenanlage sollen entlang der Bucht ein Ausstellungszentrum, ein Amphitheater, das städtische Museum und das Gebäude für die Stiftung Oscar Niemeyer entstehen. Am Niemeyer-Weg zum Museum ist auch ein «ökumenischer Platz» geplant: ein Neubau der Kathedrale und eine Kirche der Baptisten sowie zusätzlich eine Kapelle. Niemeyer, der dieses Jahr neunzig wurde, wird mit der Um- und Neugestaltung von Niterói für sein urbanistisches und architektonisches Genie eine neue Bestätigung finden.

Als Gala-Ereignis galt die Verleihung des «Preises der Latinität» an den Mexikaner Carlos Fuentes. In seiner Dankesrede ging Fuentes von der Katastrophe der Konquista aus, die am Anfang Lateinamerikas steht. Nach ihm ist ein Bekenntnis zur Identität Lateinamerikas ein Bekenntnis zu seiner Vielfalt: «Das 21. Jahrhundert

wird migratorisch sein oder nicht, mestizisch oder nicht.»

Der Preis wurde am Sitz der Brasilianischen Akademie der Literatur übergeben. Verliehen wird er von einem Gremium, das sich aus je sechs Vertretern der Académie française und der Academia Brasileira de Letras zusammensetzt. Den Spielregeln nach wurde der Jury-Entscheid in Paris getroffen, die Übergabe in Rio vollzogen, nächstes Jahr wird die Jury ihre Wahl in Rio fällen und den Preis in Paris überreichen.

Das Zusammengehen der beiden Akademien ist nicht überraschend, wenn man sich bewusst ist, dass Brasilien nach Erlangen der Unabhängigkeit im letzten Jahrhundert sich kulturell an Frankreich orientierte. Die Brasilianische Literatur-Akademie kopiert die Académie française bis zu den Uniformen und den vierzig Unsterblichen. Jorge Amado, selber Mitglied, hat mit dem Roman «Das Nachthemd und die Akademie» (Bertelsmann, München 1985) eine amüsante Satire über die Gepflogenheiten dieses Gremiums verfasst. Die Akademie pflegt auch einen Dictionnaire herauszugeben. Die letzte Edition des «Vocabulário Ortográfico da Língua Portuguesa», seit der Ausgabe von 1981 um 6000 Wörter erweitert, gab zu einiger Kritik Anlass: Das Vokabular war um jüdische Ausdrücke wie «gefiltefish» ergänzt worden, während das japanische Brasilien mit «sushi» keine Berücksichtigung fand.

ETON

Montag, 13. Dezember 1999 · Nr. 290 25



Es ist nicht einfach zu gedenken. – Die erträgliche Leichtigkeit des Seins am Strand von Guarujá. (Bild Joe J. Heydecker, 1982, Archiv Preussischer Kulturbesitz)

Ein neues Mitglied

Als eines der neuesten Mitglieder wurde Mia Couto gewählt. Der Mosambikaner, der in diesem Frühjahr in Lissabon mit dem «Vergílio-Ferreira-Preis» ausgezeichnet wurde, war von Portugal auch an die Frankfurter Buchmesse eingeladen worden, als es Schwerpunktthema war. Eine Demonstration, dass das Portugiesische nicht national zu verstehen ist, sondern sprachlich-kulturell. Nur eben – Mia Couto, der Ausbildung nach Biologie, ist ein Vertreter der kleinen weissen Minderheit in Moçambique, somit ist die Wahl nur ein halbes Bekenntnis zur afrikanischen Lusophonie. Ein Moment übrigens, um daran zu erinnern, dass Machado de Assis, der brasilianische Klassiker des letzten Jahrhunderts und Begründer der brasilianischen Akademie, ein Mulatte war.

Für die guten Beziehungen zwischen Brasilien und Frankreich zeugt in Rio auch die Casa França-Brasil, das Zollhaus aus dem Beginn des letzten Jahrhunderts, heute ein Ausstellungsgebäude. Es bildet mit dem Kulturzentrum des Banco do Brasil und weiteren Kulturstätten (espaços culturais) des Postministeriums und der Marine einen «corredor cultural», der bis zum Paço Imperial reicht, der einstigen kaiserlichen Residenz, die nun als Museum und Ausstellungsort dient.

Frankreich intensiviert seine kulturellen Beziehungen mit Brasilien aus der Verteidigung heraus. Das Französische musste als erste Fremdsprache in den Schulen dem Englischen weichen, und seit kurzem sind selbst für die Aufnahmeprüfung für den Diplomatischen Dienst keine Französischkenntnisse mehr erforderlich.

Aber nicht nur das Französische sieht sich in der Verteidigung gegen das Englische und das Spanische, das zusehends an Interesse gewinnt, nicht zuletzt als Konsequenz des Mercosur, der Wirtschaftsgemeinschaft mit hispano-amerikanischen Ländern. Selbst wenn im Moment das Interesse an deutschen Sprachkursen stabil bleibt, rüstet sich auch das Deutsche zur Defensive. Als Folge der Sparmassnahmen beim Goethe-Institut wie beim Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) wurde ein Zukunftsprojekt (nicht nur für Brasilien) entworfen: es steht unter dem Kürzel DACH (D = deutsch, A = Austria, CH = Schweiz). Geplant ist ein koordiniertes Zusammengehen der drei Länder für die Vermittlung deutschsprachiger Kultur und deren Präsenz im Ausland.

Hugo Loetscher lebt als Schriftsteller in Zürich. Zuletzt erschien von ihm der Roman «Die Augen des Mandarins» (1999).

THURSDAY

FRIDAY

SATURDAY / SUNDAY

OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER
40 41 42 43	44 45 46 47 48	49 50 51 52
4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27
5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28
6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29
7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30
8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31
9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25
10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26

OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER
40 41 42 43 44	45 46 47 48	49 50 51 52
2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25
3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26
4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27
5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28
6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29
7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30
1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31

OKE Tillner GmbH & Co. KG
 Hansaring 7 · 49504 Lotte
 Telefon 0 54 04 / 952-0
 Telefax 0 54 04 / 952-200

Branch: Am Willersberg 231
 98663 Ummerstadt
 Telefon 03 68 71 / 2 01 21
 Telefax 03 68 71 / 2 01 25

FOLHA DE

500 ANOS *Obra de Ana Belluzzo é resultado de uma pesquisa*

Brasil visto pelos via

ROGÉRIO EDUARDO ALVES
 da Redação

Uma significativa amostra da vasta iconografia produzida pelos primeiros viajantes



que aportaram em terras brasileiras está reunida no livro "O Brasil dos Viajantes", lançado este mês pela editora Objetiva/Metalivros.

O trabalho é resultado de uma pesquisa de três anos coordenada pela professora de história da arte da Faculdade de Arquitetura e Urbanismo (FAU) da USP Ana Maria de Moraes Belluzzo.

A idéia foi recolher as impressões dos primeiros viajantes que chegavam a uma terra estranha, entre os séculos 16 e 19, e representaram-na pelo filtro da cultura européia.

Como escreve Belluzzo na introdução do volume: "Fomos vistos, não nos fizemos visíveis. Não nos pensamos, mas fomos pensados. A contribuição dos viajantes forja uma possível memória do passado colonial e povoa nosso inconsciente".

Olhar

Não foi sempre que o viajante registrou com gravuras e pinturas o que vivia. Muitas das representações do Novo Mundo foram realizadas com base na literatura de viagem que os primeiros que aqui chegaram produziram.

Acompanhando o olhar desses primeiros estrangeiros, a obra divide-se em três partes: "O Imaginário do Novo Mundo", "Um Lugar do Universo", "A Construção da Paisagem".

A primeira parte trata, principalmente, de representações do imaginário europeu diante dos desconhecidos nativos e da fauna e flora tropicais.

Menos fantasiosa, a iconografia coletada na segunda parte, pro-



Detalhe de "O Inferno", óleo sobre tela do século 16 de autor desco-

duzida pelos cientistas e aventureiros que se esgueiraram pelas matas e mares, registra em detalhes a topografia, a fauna e flora particulares da nova terra. Além do registro de detalhes sobre as expedições marítimas ao Novo Mundo, incluindo a cartografia particular da época.

Por fim, o formato dos jardins europeus serve de modelo para os primeiros registros da paisagem

brasileira. A evolução desse olhar sobre o cenário tropical vai ao século 19 e marca no tempo paisagens tão familiares aos brasileiros de hoje.

Reunir mais de 500 pinturas, gravuras e mapas de viajantes estrangeiros como Jean de Léry, frei André Thevet, Theodore De Bry, Albert Eckhout, Thomas Ender, Jean Baptiste Debret, Alexander von Humbolt, entre outros, é uma

Vielen Dank für ihre Hilfe!

sa acadêmica de três anos desenvolvida na USP

Viagem e descobertas saem em livro



Reprodução
Conhecido em que o índio ocupa a cadeira do demônio

forma de "levantar a questão da multiculturalidade presente nas representações sobre as quais se fundam nossa consciência", diz Belluzzo.

É uma maneira de registrar essa rica iconografia fundadora de conhecimento e "descortinar o sentido do imaginário tão ficcional que é o nosso", explica.

Segundo Belluzzo, não está se falando de identidade nacional,

mas das mentalidades dos indivíduos, especificamente do imaginário formador dos brasileiros.

Ao mesmo tempo que mostra a formação de nossa mentalidade, o ponto de vista estrangeiro, a partir do qual o Brasil e seus habitantes são mostrados, mantém a contradição que está na base da formação de nossas consciências, em "colaboração internacional".

"O Brasil dos Viajantes" acaba

por se transformar em obra de referência, permitindo várias faixas de leitura; tantas são as áreas de interesses que o material iconográfico abrange. "Qualquer leitor se reconhece num pedaço do livro", afirma Belluzzo.

Reedição

Em 1994, o trabalho foi reunido em três volumes, que foram distribuídos a alguns privilegiados que faziam parte do "mailing list" da construtora Odebrecht, empresa que patrocinou a pesquisa.

Por aquela época, o inventário iconográfico resultou em uma exposição no Masp, chamadas breves no programa "Fantástico" da Rede Globo e um simpósio internacional.

Segundo a professora, o sucesso do trabalho deveu-se a uma necessidade dos brasileiros de enxergarem a si próprios.

Reeditada depois de cinco anos, a obra é lançada comercialmente em volume único.

Pesquisa

O trabalho é o resultado de uma pesquisa acadêmica elaborada por Belluzzo durante três anos.

O interesse interdisciplinar da pesquisa rompe com a barreira da departamentalização do conhecimento, própria da universidade.

Contando com um grupo de pesquisadores ligados ao departamento de história da arte da FAU, os estudos envolveram colaborações de especialistas em botânica e zoologia, por exemplo.

Muitos trabalhos importantes para o descortinar-se da cultura nacional, como o de Belluzzo, são elaborados em ambiente acadêmico, mas não possuem meios para serem divulgados.

Livro: O Brasil dos Viajantes

Autora: Ana Maria de Moraes Belluzzo

Editora: Objetiva/Metalivros

Quanto: R\$ 188 (516 págs.)

500 ANOS Lugar onde o descobridor teria morado passa por

Casa de Cabral torna-

reforma e será um centro cultural em Portugal

-se Casa do Brasil

Fotos Lalo de Almeida/Folha Imagem

CABRAL EM DATAS

Em 9 de março do ano que vem, o presidente Fernando Henrique Cardoso vai inaugurar em Santarém (cerca de 80 km ao norte de Lisboa) a Casa do Brasil, num prédio onde se supõe que Pedro Álvares Cabral tenha vivido.

Historiadores portugueses se digladiam sobre a tese de que foi ali mesmo, na construção ao lado da igreja da Graça, com fachada de frente para a rua Vila de Belmonte, que o descobridor do Brasil passou seus últimos anos.

Mas, como diz um deles, Luís Matta, "não obstante as deambulações acadêmicas que possam se fazer à volta dessas casas, a relevância de sua reabilitação é justificável", tanto do ponto de vista histórico quanto arquitetônico.

Parece haver certo consenso (mas não unanimidade) de que Cabral de fato morava em Santarém quando morreu, antes do mês de outubro, no ano de 1520.

Sua mulher, Isabel de Castro, sobrinha de Afonso de Albuquerque, pertencia a uma das famílias mais ricas e poderosas da cidade.

O túmulo, na igreja da Graça, onde se acredita estar o corpo de Cabral, na verdade é dela e só subsidiariamente do marido.

Quinto centenário

O projeto de recuperar a casa e transformá-la num centro cultural e acadêmico com ênfase no Brasil apareceu por causa do quinto centenário da viagem de Cabral, um personagem que até 1968 era pouco visível nas ruas de Santarém, cidade-natal de outros exploradores marítimos famosos.

O marco que está no largo Pedro Álvares Cabral, em frente à igreja da Graça, só foi inaugurado (pelo então ministro das Relações Exteriores do Brasil, Magalhães Pinto) em 1968, quinto centenário do nascimento do navegante.

A estátua de Cabral no mesmo local foi para lá em 1998. Antes, estava em local bem menos nobre, na Estrada Nacional.

Agora, Cabral está na moda. Mas, como reconhece Paulo Afonso Grisolli, diretor-geral do projeto Cabral, Viajante do Rei, a notoriedade atual não ajudou a descobrir muito de novo sobre a obscura vida de Cabral.

O projeto, que inclui uma revista eletrônica (www.cabral.art.br), uma exposição itinerante (que será inaugurada em março de 2000 em Santarém e em 29 cidades do



Brasil) é um livro, tem como ponto alto a criação da Casa do Brasil.

Independente do que essa instituição venha a realizar nos próximos anos (leia os objetivos do prefeito de Santarém em texto nesta pág.), a simples recuperação da construção já é algo notável.

Foi realizado um trabalho de arqueologia arquitetônica e descobriu-se que a construção foi ocupada sucessivamente desde a chegada dos muçulmanos a Portugal.

A planta mais antiga da casa é do século 18. Acredita-se que ela tenha sido muito modificada devido ao terremoto de 1755, que destruiu Lisboa e afetou Santarém. Pedacos da parede original do prédio, um nicho do século 16 e arcos da Idade Média serão deixados à mostra para que o público possa ter uma idéia do que existiu ali no passado remoto.

O trabalho, realizado sob os auspícios da Bento Pedroso Construção, a empresa do Grupo Odebrecht em Portugal, é difícil. Por exemplo, levou muito tempo até descobrir quem seria capaz de usar as técnicas da época para recuperar uma cisterna ali encontrada. Para fazer telhas para a cisterna, foram procurados originais em museus de Portugal.

O colunista Arnaldo Jabor está em férias



No alto, estátua de Pedro Álvares Cabral em frente à igreja da Graça em Santarém; acima, a futura Casa do Brasil em reforma; ao lado, interior da igreja, onde Cabral estaria enterrado



Santarém quer ser a "capital do Brasil em Portugal"

do enviado a Santarém

O presidente do Conselho da Câmara Municipal (prefeito) de Santarém, José Miguel Correia Noras, diz que sua cidade vai virar "a capital do Brasil em Portugal", a partir de março de 2000.

"Pesquisadores, empresários, atletas, visitantes brasileiros terão uma sala de estar à sua espera na

Casa do Brasil", disse à Folha Noras, 43, do Partido Socialista há nove anos no cargo, argumenta que Santarém já é "a cidade mais brasileira de Portugal".

Sua justificativa: nomes importantes da história brasileira como Duarte Pacheco Pereira, "Aquiles Lusitano", que veio na expedição de Cabral, e Estácio Sá, fundador do Rio de Janeiro

nasceram na cidade, que está agora com 65 mil habitantes.

"Quero tirar proveito desse capital do passado para construir o futuro. Visões retrógradas só querem atos festivos para comemorar o quinto centenário do Brasil. Acho que é preciso ter um sentido para o futuro", afirma.

Noras quer que a Casa do Brasil apresente exposições de arte, pro-

mova espetáculos culturais, ofereça bolsas de estudo.

O prefeito espera que "mecenias e municípios brasileiros" ajudem a manter a Casa do Brasil, como a Odebrecht ajudou a recuperá-la. Outra esperança de Noras com a Casa do Brasil é aumentar o fluxo de turistas brasileiros a Santarém, atualmente de cerca de 7.500 pessoas por ano. (CELS)

CABRAL EM DATAS

1468 ou 69 - Nascimento em Belmonte, burgo com cerca de 50 habitantes

1484 - É feito Moço-Fidalgo na corte de d. João 2º

1486 - Torna-se escudeiro

1487 ou 88 - Batismo de fogo do escudeiro em ação militar em Marrocos

1493 - Testemunha a visita e detenção de Cristóvão Colombo, que foi obrigado a atracar em Lisboa por causa de uma tempestade, na volta da viagem de descoberta da América

1495 - Morte de d. João 2º

15.2.1500 - Recebe a carta do rei d. Manuel 1º nomeando-o para o comando das 13 naus da segunda viagem à Índia (a primeira foi de Vasco da Gama, entre 1497 e 98)

9.3.1500 - A armada deixa Lisboa

22.4.1500 - Terra à vista, Brasil

24.4.1500 - Primeiro contato em terras brasileiras

26.4.1500 - Primeira missa

2.5.1500 - Cabral deixa o Brasil e rumo para a Índia

13.9.1500 - Chegada à Índia

21.7.1501 - Regresso da armada a Lisboa, com apenas seis naus (uma voltara antes para dar a notícia ao rei da descoberta do Brasil)

Setembro de 1501 - D. Manuel convida Cabral para chefiar nova viagem à Índia

Dezembro de 1501 - Cabral recusa o convite

Fevereiro de 1503 - Casa com Isabel de Castro. Tiveram seis filhos

1519 ou 1520 - Morte. O corpo está em um jazigo na Igreja da Graça, em Santarém

Um instrumento de democratização

Alberto Sena
de Belo Horizonte

Criado em 1977, o Fórum de Líderes Empresariais Gazeta Mercantil já está "beirando a casa dos 1.000 membros eleitos em todo o País". A informação foi dada pelo diretor presidente da Gazeta Mercantil, Luiz Fernando Ferreira Levy, ao abrir os trabalhos da última reunião plenária do ano, no Centro de Convenções, em Santo Amaro, São Paulo (SP).

Levy disse que o Fórum desenvolve trabalho crescente, "cada vez mais no sentido de fazer com que a liderança brasileira participe ativamente do processo das grandes decisões estruturais nacionais". E lembrou: "Em vez de, como no passado recente, ficarmos simplesmente à mercê das decisões governamentais, muitas das vezes trombando com a realidade na qual cada um de nós vive o seu dia-a-dia".

Segundo avaliação de Levy, o Fórum tem sido "um instrumento fortíssimo" para reequilibrar o processo democrático. "Se podemos estabelecer um crédito claro a favor do Fórum, eu diria

que nesses anos todos, nas diversas manifestações feitas, desde o Documento dos Oito até o documento entregue ao presidente da República, Fernando Henrique Cardoso, no ano passado, na gestão de Rinaldo Campos Soares, e os trabalhos desenvolvidos este ano, sob a presidência de Luiz Fernando Furlan, ele tem sido um instrumento fortíssimo no sentido de reequilibrar esse processo."

O Fórum fez, como disse Levy, aquilo que é óbvio mas nunca foi realizado no País: "No processo democrático, a sociedade civil é mais forte, ou pelo menos deveria ser mais, forte do que os próprios governos". Os governos tinham de ser, segundo Levy, fruto da sociedade, e não procurar induzir a sociedade a aceitar as suas opiniões "que nem sempre combinam com aquilo que se está buscando". Só por isso já vale à Gazeta Mercantil a gratificação de ter tomado a iniciativa de criar o Fórum.

Entretanto, como ele sublinhou, "a coisa foi mais longe e hoje o Fórum de Líderes é uma Organização

Não-Governamental (ONG) constituída. E, além da sua estrutura operacional eleita, possui um diretor executivo, Lúcio Bemquerer (da Prosper, empresa de consultoria econômica de Belo Horizonte), e tem o apoio institucional e prático da Gazeta Mercantil em todas as suas atividades.

"Nosso papel é de apoio, de motivação e de cobrança, no sentido de que à sociedade civil, através de seus líderes mais eminentes, que são os membros deste Fórum, realmente ocupem os espaços que a democracia abre para a sociedade civil", disse o diretor presidente.

Desse modo, Levy acredita que o Fórum estará ajudando a diminuir o número de erros ou omissões, ao lado dos acertos, que tem caracterizado o tipo de atuação dos governos depois da democratização do País. "É com esse espírito que a Gazeta Mercantil saúda os eleitos pela primeira vez, que vão aqui encontrar os outros membros."

O sistema que criou o Fórum é cumulativo, uma vez eleito o membro passa a ser líder permanentemente.

"Então, o que imaginamos é que, por meio

desse processo, com a oxigenação anual, através dessa consulta direta, possamos realmente dizer que a elite econômica está ocupando os espaços para enfrentar os desafios dos novos tempos, que são grandes, todos sabemos, e muitas vezes os desejos acabam ficando maiores do que as conquistas, mas isso faz parte do jogo empresarial e da vida."

Mas o que Levy quis mesmo caracterizar é o objetivo do Fórum. "A Gazeta Mercantil considera sua missão ajudar a estabelecer o equilíbrio das relações entre a sociedade civil e o governo."

O jornal, como ele ressaltou, é um instrumento importante para isso e estará sempre à disposição do Fórum dos Líderes no apoio das manifestações da elite econômica brasileira e do Mercosul.

"Continuamos firmes no sentido de ampliar o apoio e a cobrança dos senhores, da elite econômica, para que coloquem efetivamente este País e a América do Sul num patamar compatível com aquilo que nós somos", finalizou. ■

Brasil 500 Anos lança campanha

Eduardo Geraque
de São Paulo

As empresas interessadas em associar sua marca à megaexposição Brasil 500 Anos, que ocorre de 24 de abril a 7 de setembro em São Paulo, no Ibirapuera, e fortalecer suas ações no campo das responsabilidades sociais têm até o dia 30 para aproveitar a campanha que a organização do evento está fazendo.

A Associação Brasil 500 Anos quer levantar recursos para trazer ao Parque do Ibirapuera, durante a exposição, 200 mil crianças carentes do Brasil, que estejam cursando escolas públicas.

Pela lei federal de incentivos fiscais, a empresa que quiser patrocinar os custos de transporte e alimentação para os estudantes poderá deduzir em até 4% o valor do Imposto de Renda a ser pago no exercício referente ao ano de 1999.

Segundo informou a organização do evento, a empresa que aderir à campanha terá cotas de patrocínio em uma das seções da própria exposição, além de participar de toda a mídia que deverá envolver a exposição Brasil 500 Anos.

Além do espaço no Brasil, o marketing da empresa que aderir ao programa também vai chegar a outros 17 países, já que a mostra de Artes Visuais do Brasil 500 Anos também vai rodar o mundo depois de setembro. Estão agendadas, segundo a organização, exposições em cidades como Londres, Paris, Bilbao, Nova York (Guggenheim), Buenos Aires e Lisboa.

Os números da Mostra do Redescobrimto não são modestos. Ao todo, prevêem os organizadores do evento de artes visuais, estarão expostas em São Paulo 5,8 mil obras de arte, que estarão divididas em 12 módulos. Estarão representadas do período pré-cabralino até as tendências contemporâneas.

A previsão dos organizadores é que 10 milhões de pessoas vejam a exposição em todo o mundo. Apenas em São Paulo, nos 55 mil metros do Ibirapuera que serão usados para o evento, a organização espera que circulem 1 milhão de pessoas. A iniciativa privada deverá assumir 80% dos custos da mostra, que custará, em São Paulo, R\$ 15 milhões. ■





Brasil 500 Anos traz o índio para a cidade

Os segmentos da mostra

Arqueologia

Curadoria: Maria Cristina Mineiro Scatamachia (Museu de Arqueologia e Etnologia da USP) e Cristiana Barreto (curadora independente)

Onde: Museu de Aeronáutica
Sinopse: serão exibidos utensílios domésticos, objetos ritualísticos, armas e ferramentas em pedra ou cerâmica, materiais que resistiram ao tempo e à inclemente química tropical

Arte Indígena

Curadoria: Lúcia Hussak van Velthem (Museu Paraense Emílio Goeldi, em Belém), José Antonio Braga Fernandes Dias (Faculdade de Belas Artes da Universidade de Lisboa), Regina Polo Miller (Instituto de Artes da Unicamp) e Luiz Donizete Grupione (independente)

Onde: Museu de Aeronáutica
Sinopse: além de peças de acervos nacionais e estrangeiros, o evento convidará representantes das nações indígenas para realizarem obras, como rodas de buriti e postes para cerimônias fúnebres

Séculos 17 e 18

Curadoria: Myriam Andrade Ribeiro de Oliveira (Universidade Federal do Rio de Janeiro e Iphan/RJ)

Onde: mezanino do Pavilhão da Bienal
Sinopse: o segmento será marcado pela transculturalidade, pois vai abordar o barroco de vários Estados do país e produzido por negros, índios e mestiços

Século 19

Curadoria: Luciano Migliaccio (Faculdade de Arquitetura e Urbanismo da USP) e Pedro Xexeo (Museu Nacional de Belas Artes, no Rio)

Onde: térreo do Pavilhão da Bienal
Sinopse: a mostra apresentará a forma como Debret e os artistas bonapartistas instauraram no país a representação artística de uma nova sociedade civil, que começava a ganhar autonomia

Negro de Corpo e Alma

Curadoria: Emanuel Araújo (Pinacoteca do Estado de SP)
Onde: Pavilhão Manoel da Nóbrega

Sinopse: exposição sobre a construção da imagem do negro no Brasil, ela parte da maneira como ele introjeta o padrão de uma sociedade colonial e chega até a conquista de sua imagem

Arte Afro-Brasileira

Curadoria: François Neyt (Universidade de Louvain-la-Neuve, Bélgica), Kabengele Munanga (Centro de Estudos Africanos da USP), Maria Heloísa Leuba Salum (Museu de Arqueologia e Etnologia da USP) e Catherine Vanderhaeghe (independente)

Onde: 2º andar do Pavilhão da Bienal
Sinopse: 50 peças africanas de coleções europeias provenientes de etnias formadoras dos negros brasileiros se combinarão com obras de artistas brasileiros, como Rubem Valentim, Mestre Didi e Heitor dos Prazeres

Arte Popular

Curadoria: Emanuel Araújo (Pinacoteca do Estado de SP) e Frederico Pernambucano de Mello (Fundação Joaquim Nabuco, em Recife)

Onde: 2º andar do Pavilhão da Bienal
Sinopse: a produção de artesãos brasileiros, como Nhô Caboclo, de Recife, será vista como sinal de resistência cultural e busca de uma identidade própria

O Olhar Distante

Curadoria: Jean Galard (Museu do Louvre, em Paris) e Pedro Aranha Corrêa do Lago (independente)

Onde: 3º andar do Pavilhão da Bienal, no espaço climatizado
Sinopse: além de trabalhos de artistas viajantes, como Franz Post, a mostra apresentará trabalhos recentes, produzidos por artistas de passagem pelo país, como Anselm Kiefer, Victor Grippo e Tony Cragg



Acima, tela de Siron Franco da série "Césio", requisitada para a mostra, e detalhe de instalação de Ernesto Neto; abaixo, escultura sem título de Marcos Coelho Benjamin, também solicitada



CELSO FIORAVANTE
da Reportagem Local

O crítico de arte e militante socialista Mário Pedrosa (1904-1981) é o mentor da Mostra do Redescobrimento, o mais importante evento cultural programado para o país em comemoração dos 500 Anos de Descobrimento.

"Vamos fazer uma verificação do quadro conceitual que Mário Pedrosa traçou para a arte brasileira ao propor a criação do Museu das Origens, logo depois do incêndio do MAM-Rio, em 1978", disse o curador-geral do evento Nelson Aguilar, em entrevista à Folha em seu estúdio. Sobre a sua

mesa, um catálogo logo de Vilma Muniz e slide de José Damasceno.

O Museu das Origens seria composto pelo Museu do Índio, Museu do Negro, Museu do Inconsciente, Museu de Arte Popular e Museu de Arte Moderna, uma segmentação que foi adotada e ampliada pelo curador Nelson

do índio é muito tímida, muito datada, e pode ser ampliada. Arte indígena e arte contemporânea são coisas extremamente análogas", disse.

Dois das grandes estrelas do evento, que voltam ao país depois de centenas de anos de ausência, foram produzidas por índios brasileiros. São os dois únicos mantos tupinambás completos, do ombro até os pés, que pertencem a instituições de Bruxelas (Bélgica) e Copenhague (Dinamarca).

"São peças de uma fragilidade extrema que irão exigir um trabalho museológico monstro. Elas nunca estiveram no Brasil, salvo quando eram vestidas pelos respectivos pajés", disse Aguilar.

O curador garantiu que o empréstimo das peças já está acertado. "Só estamos tratando de detalhes de transporte. O pior já passou. Elas só não vieram para o Brasil até agora porque não existia vontade política. E vontade política significa também verba e condições ideais de transporte e exibição", disse.

Embora não exista a noção de "artista" nas tribos indígenas, existe uma proximidade entre a arte indígena e a arte contemporânea, visto que ambas continuam a ser produzidas.

O segmento será exibido no prédio que abrigou os inativos Museu de Aeronáutica e Museu de Folclore, um prédio cupular, coincidentemente, a mesma forma de uma oca indígena.

Junto com os trabalhos indígenas, será exibida a mostra dedicada à arqueologia, que contará com objetos de culturas como a marajoara e a de Santarém realizados em cerâmica ou pedra.

"Dessas sociedades mortas sobrevivem apenas os materiais mais resistentes, aqueles que conseguiram atravessar a inclemência da química orgânica tropical", disse o curador.

Depois da mostra no Brasil, o segmento dedicado à arqueologia (assim como a mostra de arte contemporânea) seguirá para a Fundação Calouste Gulbenkian, em Lisboa. Será a primeira etapa da itinerância internacional do evento, em outubro de 2000.

"Isso vai ser fantástico, pois o ano 2000 só existirá na Europa para eles mesmos. Lá estarão comemorando o ano 2000, mas o Brasil estará passando por um exercício de autocrítica", disse Aguilar.

A Mostra do Redescobrimento exibirá cerca de 6.000 obras, algo nunca visto no país, mas cujo impacto o próprio curador diz não conhecer. "Estamos mexendo em uma caixa de Pandora. Isso será inédito para todos nós. Veremos que somos ignorantes frente às perguntas que ela vai suscitar".

Século 20 será dividido em dois

da Reportagem Local

O curador Nelson Aguilar ainda faz segredo sobre a lista de obras e artistas que vão compor o segmento dedicado ao século 20 —aquele que mais interessa a artistas, galeristas e colecionadores do país. "Divulgaremos uma lista assim que tivermos pelo menos 70% delas confirmadas. Isso deve ocorrer nas próximas semanas", disse o curador à Folha.

Vários nomes, porém, já são conhecidos, pelo menos entre os proprietários das obras, que já receberam os pedidos de empréstimo (leia lista ao lado).

A mostra será menor que a Bienal Brasil Século 20, curada também por Aguilar, em 1994. "Essa vai ser enxuta, mais sucinta. Vamos trabalhar com sínteses. Apresentaremos as estruturas básicas que tornam possível pensar o século 20", disse.

Programado como um bloco único, o segmento acabou dividido em dois: arte moderna e contemporânea, localizados, respectivamente, nos 2º e 3º andares do Pavilhão da Bienal.

"Quando mudamos de andar é para dar conta de um outro tipo de arte, que tenta colocar o espectador dentro da obra e transformá-lo em participante. Decidimos por isso, criar outro segmento, vindo do pré-modernismo até o concretismo, que seria o da arte moderna", disse. Nesse segmento devem entrar obras de artistas como Alfredo Volpi, Mira Schendel, Sérgio Camargo, Lasar Segall e Willys de Castro, entre outros.

Em outras palavras, Aguilar está falando do período anterior à ruptura do suporte, questão já abordada na Bienal de 1994. "A arte contemporânea vai conscientizar o público de um elemento muito visível, que é a mudança do suporte", complementou.

Mesmo antes de ser divulgada, a lista já desperta críticas veladas, com as quais Aguilar se diz habituado.

"A arte brasileira não vai ficar apenas nos pavilhões do parque Ibirapuera. Todas as instituições e galerias deverão trabalhar nessa época no sentido de complementar a mostra, como acontece em todas as bienais", justificou. (CF)

Editoria de Arte/Folha Imagem

Contemporâneos*

- Amílcar de Castro
- Antonio Dias
- Antonio Manoel
- Carmela Gross
- Daniel Senise
- Emanuel Nassar
- Ernesto Neto
- Flávia Ribeiro
- Iole de Freitas
- Jac Leirner
- José Damasceno
- José Resende
- Leda Catunda
- Lygia Pape
- Marcos Coelho Benjamin
- Marepe
- Nelson Félix
- Nelson Leirner
- Paulo Monteiro
- Rivane Neuenschwander
- Rochelle Costi
- Rosana Paulino
- Shirley Paes Leme
- Siron Franco
- Tunga
- Waltercio Caldas
- Wesley Duke Lee

* Relação parcial obtida junto a galeristas, colecionadores e artistas

Aguilar, que concebeu a Mostra do Redescobrimento em 12 segmentos (veja quadro à esquerda).

Apesar de afeito à arte contemporânea, Nelson Aguilar não esconde seu entusiasmo em relação a dois segmentos, arqueologia e arte indígena, curiosamente os segmentos opostos à arte contemporânea se considerada a ordem cronológica do evento.

"As disciplinas acadêmica sempre separaram a antropologia da arqueologia, mas elas serão colocadas lado a lado para mostrar que essa continuidade não acaba. A meu ver, talvez esses dois módulos sejam o momento mais intenso de toda a exposição. Existe vontade de mostrar desde pinturas rupestres, por meio de projeções até as obras que serão realizadas aqui, no Ibirapuera, que coincidentemente tem um nome tupi", disse Aguilar.

Para isso, o evento vai convidar representantes de nações indígenas para realizarem obras no local, como rodas de buriti, postes para cerimônias fúnebres dos borroros e apenapes (círculos que terminam locais ritualísticos).

"Nós não pensamos, por exemplo, em um museu do índio, pois o lugar do índio não é o museu. Essa primeira idéia de um museu

Imagens do Inconsciente

Curadoria: Nise da Silveira e Luiz Carlos Mello (ambos do Museu de Imagens do Inconsciente, no Rio)

Onde: 2º andar do Pavilhão da Bienal
Síntese: o detalhe desse segmento é a reunião de acervos distintos, que agrupam desde a arte bruta de Arthur Bispo do Rosário (produzida sem ajuda terapêutica) até a arte realizada por pacientes de terapia ocupacional

Arte Moderna

Curadoria: Nelson Aguilar (Unicamp e Fundação Bienal), Franklin Espath Pedroso (independente) e Maria Alice Milliet (independente)

Onde: 2º andar do Pavilhão da Bienal

Síntese: o segmento aborda a arte do século 20 até o concretismo. O neoconcretismo, em que já se nota a rebeldia da arte brasileira em relação aos suportes tradicionais, passa para o módulo seguinte

Arte Contemporânea

Curadoria: Nelson Aguilar (Unicamp e Fundação Bienal), Franklin Espath Pedroso (independente) e Glória Ferreira (independente)

Onde: 3º andar do Pavilhão da Bienal
Síntese: o curador Nelson Aguilar mantém segredo sobre nomes, mas adianta que a mostra será sucinta, com a apresentação de estruturas básicas que permitam pensar o desenvolvimento da arte no século 20

A Mostra do Redescobrimento contará ainda com um módulo dedicado à carta original de Pero Vaz de Caminha, primeiro documento escrito produzido sobre o Brasil, que será exibida no Pavilhão Manoel da Nóbrega. O segmento apresentará ainda obras criadas especialmente para o evento por 11 artistas portugueses

Evento correrá o mundo

da Reportagem Local

A Mostra do Redescobrimento, em comemoração dos 500 Anos do Descobrimento, está sendo organizada pela Associação Brasil 500 Anos Artes Visuais, entidade ligada à Fundação Bienal e presidida pelo banqueiro Edegar Cid Ferreira.

Segundo sua organização, ela está orçada em cerca de R\$ 30 milhões. Desse valor, 50% deverá ser usado para a mostra no Brasil (São Paulo e cerca de 20 outras cidades) e 50%, para a itinerância internacional, que deverá atingir

museus na Argentina (Buenos Aires), EUA (Nova York e Washington), França (Paris e Bordeaux), Espanha (Bilbao), Inglaterra (Londres, Cambridge e Oxford) e Portugal (Lisboa e Porto).

A mostra ocupará cerca de 50 mil metros quadrados de área expositiva em três prédios em São Paulo, no parque Ibirapuera: o Pavilhão da Bienal, o Pavilhão Manoel da Nóbrega e o prédio em forma de cúpula onde funcionava os museus de Aeronáutica e do Folclore. Em SP, a Mostra do Redescobrimento acontece entre 22 de abril e 21 de setembro. (CF)

Mostra do Redescobrimento recupera lição de Mário Pedrosa ao aproximar a arte indígena da contemporânea

	Janeiro							Fevereiro																				
Woche	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28
Montag	1	8	15	22	29	5	12	19	26	2	9	16	23	30	6	13	20	27	3	10	17	24	31	7	14	21	28	
Dienstag	2	9	16	23	30	6	13	20	27	3	10	17	24	31	7	14	21	28	4	11	18	25	1	8	15	22		
Mittwoch	3	10	17	24	31	7	14	21	28	4	11	18	25		1	8	15	22	5	12	19	26	2	9	16	23		
Donnerstag	4	11	18	25		1	8	15	22	5	12	19	26		2	9	16	23	6	13	20	27	3	10	17	24		
Freitag	5	12	19	26		2	9	16	23	6	13	20	27		3	10	17	24	7	14	21	28	4	11	18	25		
Samstag	6	13	20	27		3	10	17	24	7	14	21	28		4	11	18	25										
Sonntag	7	14	21	28		4	11	18	25																			

O

ARTOGRAFIA

29.12.99 F



história

Brasil e América do Sul

Mapas inéditos resgatam

calendário da Imprensa Oficial traz cartas cartográficas que retratam

Adriana Fernandes Farias
São Paulo

Uma seleção inédita de mapas antigos resgata a história do País no calendário que a Imprensa Oficial do Estado lança hoje. O tema recorre mais uma vez aos 500 anos da chegada de Cabral. São mapas que retratam o Brasil e América do Sul, encontrados em acervos de bibliotecas europeias. O mais antigo deles, de 1631, foi feito por uma equipe de cartógrafos que levou seis anos para subir toda a costa do País, desde o Uruguai. A idéia partiu do bibliógrafo José Mindlin, insatisfeito com a pobreza dos mapas que se apresentava na Biblioteca Nacional. Resolveu então

pesquisar na Espanha, Portugal, Inglaterra e até no Vaticano. Foram pré-selecionadas 38 cartas geográficas, das quais 13 foram escolhidas após análise da importância histórica e qualidade gráfica.

Um dos destaques é um dos primeiros mapas a retratar a Vila de São Paulo, reprodução do original que está na Real Academia de la Historia de Madri. Outro exemplar, que ilustra o mês de dezembro, apresenta um país com apenas 11 províncias, sendo o Piauí inexistente, o Paraná uma parte de São Paulo, Santa Catarina e Rio Grande do Sul confundidos e Minas Gerais englobando o Espírito Santo.

Seus autores às vezes se repetem, como os cartógrafos João Teixeira Albarnaz, o Velho (1602-1666) e

Nicolas Sanson (1600-1667). Segundo Sérgio Kobayashi, presidente da Imprensa Oficial, havia com os originais pouca ou nenhuma informação a respeito dos autores, de sua vida e de como foi feito o trabalho. O projeto consumiu R\$ 50 mil. Feito em papel cuchê fosco, o calendário de 66 x 48 cm traz na capa imagens do Anhembi (de 1788), antigo nome do Rio Tietê, apresentação de Mindlin e de Kobayashi, e o mapa do chamado Mar do Sul e das Américas.

Esse, curiosamente, vem com um título extenso e explicativo: "Mapa muito curioso do Mar do Sul, contendo as notas novas e muito úteis não só sobre os postos e ilhas deste mar, mas também sobre os principais países da Amé-

Mapa do Mar do Sul e das Américas: uma das preciosidades garimpadas em acervos de bibliotecas de Portugal, Espanha, Inglaterra e até mesmo no Vaticano; o projeto consumiu R\$ 50 mil e exigiu extensa pesquisa de José Mindlin, insatisfeito com os mapas disponíveis no País

rica, tanto Setentrional quanto Meridional, com os nomes e rotas dos viajantes por quem a descoberta foi feita". Para Mindlin, mapas são um fascinante manancial de informação cuja importância muitas vezes passa despercebida.

Foram produzidas 3,5 mil unidades, que irão para empresas, fundações, universidades, organizações não-governamentais, além do poder Executivo, Legislativo e Judiciário. Serão vendidas a R\$ 20, pelo site <http://imprensaoficial.com.br/livraria> ou telefone: 0800-123401.

Nos últimos dois concursos da Printing Industries of America os calendários da Imprensa Oficial ganharam, certificado de mérito. Sua tradição em fazer calendários dura 40 anos. ■

Bibliothek
Institut für Brasilienkunde
METTINGEN

34955

CEDIM

Institut für Brasilienkunde